**Liökiche**

Eine Studie

von

G. Binder.

G. I. Göfchen'fche Verlagshandlung<lb/>  
 1892.

**«Aerzte**

Eine Studie

von

G. Binder.

Stuttgart

G. I. Göschcn'srhe Verlagshandlung<lb/>  
 1892.

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.<lb/>

Vorwort.

Von D. Friedrich Strauß erzählten seine Freunde, daß <lb/><lb/>  
 er während seiner Studienzeit einmal, in einem sogenannten <lb/><lb/>  
 „Stiftsaussatz", die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen hatte. <lb/><lb/>  
 Er that es auch; aber als der Beweis geliefert war, glaubte <lb/><lb/>  
 er nicht mehr daran. Gewissermaßen ähnlich, nur umgekehrt, <lb/><lb/>  
 ist es mir ergangen. Ich bin der Sache, Idie ich in diesen <lb/><lb/>  
 Blättern zu vertreten die Ehre habe, immer günstig gesinnt <lb/><lb/>  
 gewesen; sie hat mich von jeher beschäftigt. Aber ehe ich daran <lb/><lb/>  
 ging, mich endgültig mit ihr auseinanderzusetzen, nieinte ich <lb/><lb/>  
 doch nicht, sie in dem Maße gelten lassen zu können, als nun- <lb/><lb/>  
 mehr geschehen ist. Die ihr innewohnende Berechtigung hat <lb/><lb/>  
 mich von selbst dahin geführt. Die Ueberzeugung, daß sie <lb/><lb/>  
 gut, möglich und notwendig sei, steht mir fest. <lb/>

Was ich darüber geschrieben, ist weder eine gelehrte <lb/><lb/>  
 Abhandlung noch eine Streitschrift. Wenn ich es eine <lb/>

. Studie nenne, so soll damit zum Teil auch angedeutet wer- <lb/><lb/>  
 den, daß ich selbst an manchen Punkten mein Urteil erst zu <lb/><lb/>  
 ordnen hatte; und wenn einiges von Polemik doch mitunter- <lb/><lb/>  
 läuft, so wird man mir, ich hoffe, ebenso zugestehen, daß ich <lb/><lb/>

andererseits meines Amtes sachlich und ohne Voreingenommen- <lb/><lb/>  
 heit gewaltet habe. <lb/>

Die Exkurse auf speziell medizinisches Gebiet waren un- <lb/><lb/>  
 vermeidlich; übermäßig behaglich waren sie nicht. Es ist dem <lb/><lb/>  
 Laien schwer, in dem Streit, der hier beinahe um jede aus- <lb/><lb/>  
 gesprochene Meinung sich erhebt, auch bei sonst leicht verständ- <lb/><lb/>  
 lichen Dingen, die eigene Anschauung zu gewinnen. Daß ich <lb/><lb/>  
 Sorge getragen habe, mir für die meine überall die doppelten <lb/><lb/>  
 und dreifachen Belege zu sichern, ist deshalb selbstverständlich. <lb/>

An wen die Schrift sich wendet? Zunächst wohl an die, <lb/><lb/>  
 von denen sie am meisten spricht, an die Frauen. Im übrigen <lb/><lb/>  
 an alle, denen die darin behandelten Dinge wichtig sind. Was <lb/><lb/>  
 ich ihr wünsche, läßt sich mit zwei Worten sagen: einsichts- <lb/><lb/>  
 volle Freunde und anständige Gegner. <lb/>

Stuttgart im März 1892. <lb/>

S. Linder. <lb/>

I.

Die Frauenfrage! Mancher hält sich die Ohren zu, wenn <lb/><lb/>  
 er nur das Wort vernimmt. Mancher und Manche. Denn <lb/><lb/>  
 auch die Frauen selbst pflegen zum guten Teil wenig erbaut <lb/><lb/>  
 auszusehen, wenn in ihrer Gegenwart das Vorhandensein <lb/><lb/>  
 des großen Problems auch nur festgestellt, oder gar eine Er- <lb/><lb/>  
 örterung darüber eingeleitet wird. Es hat so unbehagliche <lb/><lb/>  
 Hintergründe. Man weiß nie, was alles dabei zur Sprache <lb/><lb/>  
 und zur Rüge kommen kann: verkehrte Kindererziehung und <lb/><lb/>  
 unhäusliches Leben, Mangel an höheren Interessen und ober- <lb/><lb/>  
 flächliche Halbbildung, wobei den Wahrheitsliebenderen doch <lb/><lb/>  
 je und je ein Griff in den eigenen Busen nicht erspart bleibt. <lb/><lb/>  
 Dazu jene unliebsamen Statistika von der Ueberzahl des <lb/><lb/>  
 weiblichen Geschlechts, und von der wachsenden Unlust der <lb/><lb/>  
 jungen Männer, die Pflichten des ehelichen Standes auf sich <lb/><lb/>  
 zu nehmen, die einem unter allen möglichen Formen ohnehin <lb/> <lb/>  
 bis zum Ueberdruß aufgetischt werden. Auch der Blick auf die <lb/><lb/>  
 mancherlei sorgenvollen, hilflosen und überlasteten Existenzen, ohne <lb/><lb/>  
 den es dabei nicht abgeht, die daraus entspringenden Mahnungen <lb/><lb/>  
 an die solidarische Haftbarkeit des Einzelnen für die Gebrechen <lb/><lb/>  
 der Gesamtheit, so schattenhaft sie durchs Bewußtsein gleiten mögen <lb/>,<lb/>  
 sind störsam. Da ist es schon bequemer, die Sache entweder ganz <lb/><lb/>  
 abzuleugnen oder doch so viel als möglich daran vorbei zu sehen. <lb/><lb/>  
 Nur hat es dem Vogel Strauß noch nie etwas genützt, wenn <lb/><lb/>  
 er vor einer drohenden Gefahr den Kopf in den Busch steckte, <lb/>

S. Binder, Weibliche Aerzte. 1<lb/>  
 und so müssen auch diese Fanatiker der Ungeschorenheit aus <lb/><lb/>  
 beiderlei Geschlecht es sich gefallen lassen, daß ihnen die <lb/><lb/>  
 leidige Frage eben immer wieder und immer näher auf den <lb/><lb/>  
 Leib rückt. <lb/>

Das Vorhandensein einer sozialen Frage überhaupt giebt <lb/><lb/>  
 jedermann zu. Man mag die in ihr liegende Gefahr für die <lb/><lb/>  
 Gesellschaft hoch oder nieder werten, sie selbst stellt niemand <lb/><lb/>  
 mehr in Abrede. Und wer sich eingehend mit ihr beschäftigt, <lb/><lb/>  
 hat auch denjenigen ihrer integrierenden Teile, der unter dem <lb/><lb/>  
 Namen „Frauenfrage" läuft, in den Kreis seiner Erwägungen <lb/><lb/>  
 zu ziehen. Wer aber dieses ernsthaft thut, den läßt sie nicht <lb/><lb/>  
 mehr los, bis er sich, so oder so, mit ihr abgefunden. Und <lb/><lb/>  
 da geschieht es denn nun vielfach, daß aus den Gegnern die <lb/><lb/>  
 Verbündeten, aus den Verfolgern die Apostel werden, denn <lb/><lb/>  
 wen die Sache einmal gefaßt hat, dem ist ein Keil ins Ge- <lb/><lb/>  
 wissen getrieben, der ihn am Ende zwingt, auf irgend eine <lb/><lb/>  
 Weise Zeugnis abzulegen. <lb/>

So haben sich auch die Schriften, die von der Frauen- <lb/><lb/>  
 frage handeln, in den letzten Jahren außerordentlich vermehrt. <lb/><lb/>  
 In Tages- und Monatsblättern, in Brochüren und Büchern, <lb/><lb/>  
 mit scharfen und stumpfen Waffen wird für und gegen die- <lb/><lb/>  
 selbe gestritten und gekämpft. Die Sozialisten voran, wie <lb/><lb/>  
 sie ja, um ihrer sonstigen Absichten und Prinzipien willen, <lb/><lb/>  
 vorderhand nicht anders können; von den Andersgläubigen <lb/><lb/>  
 aber beteiligen sich Juristen und Nationalökonomen, Philologen, <lb/><lb/>  
 Mediziner und Philosophen und nicht zuletzt ein stattliches <lb/><lb/>  
 Aufgebot der Frauen selbst an dem Turnier. Und wie ge- <lb/><lb/>  
 sagt, die Zahl der Widersacher schwindet, die Zahl der Freunde <lb/><lb/>  
 wächst. Aber noch bilden die letzteren die Minderheit, und im <lb/><lb/>  
 Lager der ersteren stehen die maßgebenden Persönlichkeiten. <lb/><lb/>  
 So sind auch die thatsächlichen Erfolge bis jetzt geringe ge- <lb/><lb/>  
 blieben. Immerhin aber ist zur Stunde ein frischer Zug und <lb/><lb/>  
 Schwung in der Sache, die Vorkämpfer und Hauptinteressenten <lb/><lb/>  
 fühlen sich trotz feindseliger Parlamentsbeschlüsse und schein- <lb/><lb/>  
 barer Niederlagen ungebeugt und bei guter Laune, und Einiges <lb/><lb/>  
 ist doch erreicht. <lb/>

Was die Frauen — es sind in dieser Schrift jederzeit <lb/><lb/>  
 vor allem die deutschen Frauen gemeint — in den Kampf <lb/><lb/>  
 getrieben hat, was sie zwingt, zwanzigmal geschlagen, sich auch <lb/><lb/>  
 zum einundzwanzigstenmal wieder zu stellen, ist in erster Linie <lb/><lb/>  
 weder der Vorwitz noch die Begeisterung, sondern einfach die <lb/><lb/>  
 Not. Und zwar in den höheren Schichten der Bevölkerung, <lb/><lb/>  
 um die es sich hier ebenfalls vorwiegend handelt, eine Not <lb/><lb/>  
 wirtschaftlichen und geistigen Ursprungs zu gleichen Hälften. <lb/><lb/>  
 In den arbeitenden Klassen teilt die Frau Arbeitsgebiet, Er- <lb/><lb/>  
 werbsrecht und Erwerbspflicht fast ungeschmälert mit dem <lb/><lb/>  
 Mann; zu ungeschmälert, denn hieraus eben erwächst ihr der <lb/><lb/>  
 Schaden für sich selbst, für Haus und Familie, denen sie zu <lb/><lb/>  
 wenig Rechnung tragen kann. Dafür aber ist in jenen Schichten <lb/><lb/>  
 ein nennenswerter Unterschied an Schulung, Bildung und <lb/><lb/>  
 Lebensgeschicklichkeit zwischen den Geschlechtern gewöhnlich nicht <lb/><lb/>  
 zu finden, höchstens zuweilen eine gewisse Ueberlegenheit in <lb/><lb/>  
 diesen Dingen auf feiten des weiblichen Teiles. <lb/>

Anders dagegen in den obern Schichten der Bevölkerung, <lb/><lb/>  
 im sogenannten höhern Mittelstand. Schulung und Bildung <lb/><lb/>  
 der beiden Geschlechter in getrennten, und zwar nach Art und <lb/><lb/>  
 Ziel völlig getrennten Bahnen laufend, die Frau thatsächlich <lb/><lb/>  
 und von rechtswegen ausgeschlossen von beinahe allen Arbeits- <lb/><lb/>  
 und Erwerbsgebieten, bloß weil der Mann sie inne hat, fehler- <lb/><lb/>  
 haft entwickelt darum an Thatkraft und Lebensgeschicklichkeit, <lb/><lb/>  
 nach jeder Richtung verhindert, sich auf die eigenen Füße zu <lb/><lb/>  
 stellen, und doch hierzu durch die Gesamtheit der Verhält- <lb/> <lb/>  
 nisse, namentlich auch die fortschreitende Verarmung der bessern <lb/><lb/>  
 Klassen, so häufig und so dringend verpflichtet. Daß ein <lb/><lb/>  
 solcher Zuschnitt der Dinge brennenden Notstand im Gefolge <lb/><lb/>  
 führen muß, ist zu oft schon gesagt und zu selbstverständlich, <lb/><lb/>  
 als daß hierüber ein weiteres Wort zu verlieren wäre, und <lb/><lb/>  
 daß dieser Notstand in der gebildeten Schichte der Bevölkerung, <lb/><lb/>

auf dem Boden der doch geschulteren Erkenntnis sehr schwer <lb/><lb/>  
 empfunden wird, die Abhilfe hier eine dringend notwendige <lb/><lb/>  
 genannt werden muß, liegt am Tage. Aber woher dieselbe <lb/><lb/>  
 nehmen? Was soll die Frau der gebildeten Stände thun, <lb/><lb/>  
 um eine ihren Fähigkeiten angemessene und auskömmliche <lb/><lb/>  
 Lebensstellung zu erlangen? „Heiraten", sagt einer. Gewiß <lb/><lb/>  
 soll sie das. Auch thut sie es ganz gern und läßt sich unter <lb/><lb/>  
 halbwegs günstigen Umständen meist dazu bereit finden. Aber <lb/><lb/>  
 — und damit haben wir nun doch den Punkt erreicht, den <lb/><lb/>  
 man so ungern berührt sieht — wo sind die Männer? Und <lb/><lb/>  
 da hilft denn weiter nichts, es muß auch diesmal konstatiert <lb/><lb/>  
 werden: wir haben ihrer etliche Millionen zu wenig in deutschen <lb/><lb/>  
 Landen. <lb/>

Der Ueberschuß an Frauen beträgt in Deutschland zur <lb/><lb/>  
 Stunde ungefähr eine Million. Das hat bei der gegenwärtigen <lb/><lb/>  
 Gesamtzahl der Bevölkerung und den herrschenden Lebens- <lb/><lb/>  
 gewohnheiten zur Folge, daß etwa dreieinhalb bis fünf Mil- <lb/><lb/>  
 lionen Personen weiblichen Geschlechtes unverheiratet bleiben <lb/><lb/>  
 müssen. Sechzehn Prozent aller Frauen, sagt Bebel in seinem <lb/><lb/>  
 Buch „die Frau und der Sozialismus"; zwanzig Prozent <lb/><lb/>  
 haben „die Grenzboten" schon im Jahr 1889 herausgerechnet <lb/>.<lb/>  
 Die Wahrheit mag zwischen inne liegen; es wäre aber auch <lb/><lb/>  
 an den sechzehn Prozent Bebels übergenug. Denn für die <lb/><lb/>  
 besseren Stände, wo nachgewiesenermaßen viel weniger ge- <lb/><lb/>  
 heiratet wird als unten, stellen sich die Verhältnisse noch weit <lb/><lb/>  
 ungünstiger, und ohne Uebertreibung darf angenommen werden, <lb/><lb/>  
 daß hier mindestens fünfundzwanzig Prozent der Frauen un- <lb/><lb/>  
 verheiratet bleiben. Unverheiratet und, da die Gebildeten <lb/><lb/>  
 mehr und mehr zugleich die Besitzlosen werden, meistens auch <lb/><lb/>  
 unversorgt. <lb/>

Man hat nun allerhand ersinnen wollen, um diese Zahlen <lb/><lb/>  
 einigermaßen einzudämmen. Wunderliche Dinge zum Teil. <lb/><lb/>  
 Dem Staat wird die Zumutung gestellt, die Eheschließungen <lb/><lb/>  
 im allgemeinen mehr zu erleichtern und zu begünstigen als bis <lb/><lb/>

jetzt geschehen, oder auf das stetig wachsende Junggesellentum, <lb/><lb/>  
 namentlich in den besseren Berufskreisen, in irgend einer Art, <lb/><lb/>  
 durch erhöhte Steuern und dergleichen einen Druck auszuüben rc. <lb/><lb/>  
 Doch ist sonnenklar, daß der Nutzen solcher Maßregeln fast <lb/><lb/>  
 völlig illusorisch bleiben müßte. Irgend welche nennenswert <lb/><lb/>  
 größere Erleichterung der Eheschließungen würde nur dem <lb/><lb/>  
 drohenden Gespenst der Uebervölkerung das Thor noch weiter <lb/><lb/>  
 öffnen, als es ohnehin schon offen steht, und damit natur- <lb/><lb/>  
 gemäß der Zahl der zu versorgenden Töchter sofort zu einem <lb/><lb/>  
 wenig erfreulichen Wachstum verhelfen. Die Junggesellen- <lb/><lb/>  
 steuer aber, wenn man nicht soviel Pathos aufwenden will, <lb/><lb/>  
 um gegen eine derartige zwangsweise Förderung der Familien- <lb/><lb/>  
 gründung recht erlaubte sittliche Bedenken vorzubringen, ist <lb/><lb/>  
 doch wohl einfach in die Klassenordnung der nationalökono- <lb/><lb/>  
 mischen Späße zu verweisen. Es bliebe gewiß mehr als <lb/><lb/>  
 fraglich, ob auch nur ein Einzelner durch eine jährliche Ab- <lb/><lb/>  
 gabe von hundert oder zweihundert Mark in die Arme einer <lb/><lb/>  
 Gattin zu treiben wäre, die ihn vielleicht zweitausend <lb/><lb/>  
 kostet. Und dann, nach welchen Grundsätzen würde eine solche <lb/><lb/>  
 Steuer zu verhängen sein? Einfach über jeden Fünfund- <lb/><lb/>  
 dreißigjährigen z. B., der nicht Witwer ist und den Nachweis <lb/><lb/>  
 einer ihm rechtmäßig angetrauten Gattin nicht zu erbringen <lb/><lb/>  
 vermag? Wie aber, wenn er nun dafür gar nicht verant- <lb/><lb/>  
 wortlich gemacht werden könnte? „Wenn seine Liebe, tugend- <lb/><lb/>  
 haft gesinnt, Vermählung" gewünscht hätte und seine Wünsche <lb/><lb/>  
 nur daran gescheitert wären, daß die in Frage stehenden weib- <lb/><lb/>  
 lichen Geschöpfe just anderer Meinung waren, mit kurzen: <lb/><lb/>  
 Wort, wenn ein oder zwei Körbe sich in seinem Besitz vor- <lb/><lb/>  
 fänden? Denn es laufen auch solche Käuze in der Welt <lb/><lb/>  
 herum. Nein, man lasse die Junggesellen in Frieden. Wenn <lb/><lb/>  
 einer nicht heiratet oder nicht heiraten will, wird er seine <lb/><lb/>  
 guten Gründe dafür haben, auch wenn er sie nicht jedem <lb/><lb/>  
 Neugierigen erzählt. Und nicht zu wollen gehört zu seinen <lb/><lb/>  
 Menschenrechten. Gesetz und Sitte gewährleisten ja auch der- <lb/><lb/>  
 <lb/>

malen dem Weibe noch das Recht, auf eine Werbung, je nach <lb/><lb/>  
 Befund der Dinge, ja oder nein zu sagen. <lb/>

Es hilft uns also weder die Beförderung der Eheschlie- <lb/><lb/>  
 ßungen, noch die Besteuerung der Junggesellen durch den <lb/><lb/>  
 Staat heraus aus dem Gestrüpp der deutschen Frauensrage. <lb/><lb/>  
 Denn selbst wenn alle dem Alter nach heiratsfähigen Männer <lb/><lb/>  
 zur Ehe schritten, würde dadurch keineswegs vollständige Ab- <lb/><lb/>  
 hilfe geschafft. Abgesehen davon, daß durchaus nicht jeder <lb/><lb/>  
 Mann zugleich die wirkliche Versorgung bedeutet, wäre ja <lb/><lb/>  
 auch dann noch immer eine sehr große Zahl von Frauen <lb/><lb/>  
 übrig. Die Frauensrage deckt sich aber, wie schon oben an- <lb/><lb/>  
 gedeutet, überhaupt nur zur Hälfte mit der Heiratsfrage und <lb/><lb/>  
 würde auf alle Fälle nur zur Hälfte durch sie gelöst. <lb/>

Die Frau von heutzutage ist immerhin ein anderes Ge- <lb/><lb/>  
 schöpf, als die vor fünfzig, ja noch vor fünfundzwanzig Jahren <lb/><lb/>  
 und denkt über die Angelegenheiten ihres eigenen Geschlechtes <lb/><lb/>  
 reiflicher nach. Unsere heiratsfähigen Mädchen haben bereits <lb/><lb/>  
 recht klar begriffen — es wird ihnen freilich auch von allen <lb/><lb/>  
 Seiten zugewinkt und zugeschrieen —, daß in dem Wett- <lb/><lb/>  
 bewerb, zu dem ihre Ueberzahl sie verurteilt, ein gutes Viertel <lb/><lb/>  
 leer ausgehen muß. Die Begüterten unter ihnen bringen <lb/><lb/>  
 frühzeitig in Erfahrung, daß Ehemänner käuflich zu haben sind, <lb/><lb/>  
 und verlassen sich samt ihren Eltern meist auf diese That- <lb/><lb/>  
 sache; die Schönen und Begabten auf ihre Reize und ihre <lb/><lb/>  
 Liebenswürdigkeit; der Rest auf sein gutes Glück, in der <lb/><lb/>  
 Stille vielleicht auch darauf, daß der Heiratsmarkt, wie alle <lb/><lb/>  
 andern Märkte, neben den größeren auch die kleineren <lb/><lb/>  
 Bieter anzieht, und daß diese ebenfalls berücksichtigt werden <lb/><lb/>  
 können. <lb/>

Diesen weltklugen Evastöchtern gegenüber stehen aber <lb/><lb/>  
 auch anders Gesinnte. Eine Minderheit, doch ist sie zur Zeit <lb/><lb/>  
 schon beträchtlich genug und wächst mit jedem Tag, an dem <lb/><lb/>  
 unsere sozialen Zustände sich des weiteren verwickeln. Zunächst <lb/><lb/>  
 rekrutiert sie sich aus denen, die schon durch die Verhältnisse <lb/><lb/>  
 zum ernsteren Lebenskampf bestimmt sind, aber doch nicht, wie <lb/><lb/>  
 die Spötter vielleicht meinen, bloß aus den Häßlichen und <lb/><lb/>  
 Armen; Schönheit und Unabhängigkeit sind gleichfalls in ihren <lb/><lb/>  
 Reihen vertreten und vor allem die Intelligenz. <lb/>

Diese Minderheit weiß so gut als alle übrigen, daß die <lb/><lb/>  
 Teilung des Lebendigen, wie sie in den Geschlechtern sich dar- <lb/><lb/>  
 stellt, kein inhaltsloser Witz des Weltgeistes ist, und daß die <lb/><lb/>  
 vollgerüttelte Hälfte, mit der das Weib an der Fortpflanzung <lb/><lb/>  
 des Menschengeschlechts sich beteiligt, auch die Hälfte seiner <lb/><lb/>  
 geschichtlichen Ausgabe bildet. Daneben aber sieht jede sich, <lb/><lb/>  
 durch ihre Zugehörigkeit zur Menschheit im allgemeinen, im <lb/><lb/>  
 Besitz einer Individualität, deren Pflichten sie willig über- <lb/><lb/>  
 nimmt, aus deren Vorhandensein sie jedoch ebenso das Recht <lb/><lb/>  
 herleitet, sich gegebenen Falles auf die Höhe der eigenen Per- <lb/><lb/>  
 sönlichkeit zu stellen. Für diese Frauen handelt es sich <lb/><lb/>  
 keineswegs allein darum, daß jeder Grete ihr Hans geschafft <lb/><lb/>  
 werde, oder gar, wie im famosen Bebel'schen Zukunftsstaat, <lb/><lb/>  
 wechselnde Hänse je nach beiderseitigem Belieben, und die <lb/><lb/>  
 Teilnahme an dem großen Konkurs, in den sie ihre leicht- <lb/><lb/>  
 blütigeren Schwestern ungescheut eintreten sehen, ist ihnen <lb/><lb/>  
 früh entleidet. Sie wenden sich davon ab, nehmen, oft in be- <lb/><lb/>  
 wundernswerter Einfachheit, ihr Empfindungsleben in gelafsene <lb/><lb/>  
 Zucht und sehen sich um, was es auf der Welt etwa sonst <lb/><lb/>  
 für sie zu thun -gäbe. <lb/>

Da ist nun aber wenig Ermutigendes zu schauen. Die <lb/><lb/>  
 meisten Berufskreise verschlossen, die zugänglichen alle übersetzt, <lb/><lb/>  
 der innerhalb derselben gebotene Erwerb oft mehr als kümmer- <lb/><lb/>  
 lich. Und beinahe nirgends, auch auf den gestatteten Arbeits- <lb/><lb/>  
 gebieten, einige Künste ausgenommen, die Möglichkeit gründ- <lb/><lb/>  
 licher Ausbildung. Die Selbstbewußteren unter jener Schar <lb/><lb/>  
 wissen und glauben aber ganz fest, daß sie und viele ihrer <lb/><lb/>  
 Geschlechtsgenossinnen wohl fähig wären, bei entsprechendem <lb/><lb/>  
 Bildungsgang auch in einigen bisher unzugänglichen Regionen <lb/><lb/>  
 Ersprießliches zu leisten, für ihren innern Menschen dadurch <lb/><lb/>

die ersehnte intellektuelle Durchbildung zu gewinnen und zu- <lb/><lb/>  
 gleich ihre äußere Lage in würdiger Weise sicher zu stellen. <lb/>

Zwei Berufszweige find es, die sie dabei vor allem im <lb/><lb/>  
 Auge haben: den weiblichen Lehrer für unsere Mädchenjugend <lb/><lb/>  
 und den weiblichen Arzt. <lb/>

Der weibliche Lehrer, sollte man freilich glauben, sei schon <lb/><lb/>  
 sattsam vertreten in der Welt und brauche nicht erst geschaffen zu <lb/><lb/>  
 werden. Gewiß; aber die urteilskräftigen unter den Frauen <lb/> <lb/>  
 meinen, daß das Erziehungswesen ihres Geschlechtes im ganzen <lb/><lb/>  
 noch weitgehender Verbesserungen bedürftig sei, und erachten <lb/><lb/>  
 sich selbst für befähigt und befugt, nach und nach viel mehr <lb/><lb/>  
 davon in die eigenen Hände zu bekommen, als ihnen bislang <lb/><lb/>  
 zugestanden wurde. Dazu wäre manches erforderlich, was <lb/><lb/>  
 man bei uns wenigstens zur Stunde noch nicht kennt, vor <lb/><lb/>  
 allem, und zwar gleich in recht zahlreichen Exemplaren, die <lb/><lb/>  
 akademisch gebildete Lehrerin. <lb/>

Man hat ja, da die Not auf diesem Gebiet einfach zum <lb/><lb/>  
 Himmel schrie und die Zustände schlechterdings unhaltbar ge- <lb/><lb/>  
 worden waren, der Mädchenerziehung in den letzten Jahr- <lb/><lb/>  
 zehnten etwas mehr Aufmerksamkeit zugewendet als früher <lb/><lb/>  
 und man hat zu diesem Zweck, und um zugleich einem Teil <lb/><lb/>  
 der Frauen aus den besseren Ständen zu gedeihlicherem Fort- <lb/><lb/>  
 kommen zu verhelfen, auch den Lehrerinnenstand geistig und <lb/><lb/>  
 materiell zu heben gesucht. An verschiedenen Orten des <lb/><lb/>  
 deutschen Reiches sind höhere Lehrerinnenseminare gegründet <lb/><lb/>  
 worden; meist aus Staatsmitteln. Einzelne derselben haben <lb/><lb/>  
 ziemlich bedeutende Stipendien zu verleihen und thun dies in <lb/><lb/>  
 liberaler Weise. Die Lehrkurse sind oder waren bis jetzt ge- <lb/><lb/>  
 wöhnlich zweijährig, die Unterrichtsfächer zahllos (19—22), <lb/><lb/>  
 die 16—18jährigen Mädchen sitzen bis zu acht Stunden täg- <lb/><lb/>  
 lich auf der Schulbank. Der Unterricht in Geschichte, Litteratur- <lb/><lb/>  
 geschichte rc. rc. wird, vermutlich um Zeit zu sparen, vielfach <lb/><lb/>  
 diktando erteilt, das letzte der vier Semester verfällt nerven- <lb/><lb/>  
 zerfaserndem Examensdrill. Was dabei herauskommen kann, <lb/><lb/>  
 liegt für den Einsichtsfähigen auf der Hand. Ein bißchen <lb/><lb/>  
 Gedächtniskram, der obendrein bei den wenigsten ordentlich <lb/><lb/>  
 festsitzt; von wirklicher, namentlich selbständiger Vertiefung <lb/><lb/>  
 auch nur in einzelne Wissensgegenstände, oder einer Ver- <lb/><lb/>  
 knüpfung derselben untereinander, von einem nennenswerten <lb/><lb/>  
 Niederschlag allgemeiner Bildung, wie er gerade für die Er- <lb/><lb/>  
 zieher der weiblichen Jugend so durchaus gefordert werden <lb/><lb/>  
 müßte, keine oder nur geringe Spuren. Die Intelligenten <lb/><lb/>  
 unter den also Vorgebildeten nehmen im guten Fall das volle <lb/><lb/>  
 Verständnis besten mit sich fort, was ihnen fehlt, und sind <lb/><lb/>  
 sie flügelstark, so gelingt es ihnen bisweilen in der Praxis, <lb/><lb/>  
 und unter manchmal namenlosen Anstrengungen, das Ver- <lb/><lb/>  
 säumte nachzuholen; die minder Veranlagten verlassen die <lb/><lb/>  
 Bildungsstätte oft bloß stumpfgelernt und begnügen sich damit, <lb/><lb/>  
 den Samen, der bei ihnen selbst nicht in Halme und Aehren <lb/><lb/>  
 schießen konnte, ebenso keimunfähig weiter zu streuen. Trotz- <lb/><lb/>  
 dem muß man für das Gebotene noch dankbar sein. Es <lb/><lb/>  
 liegt darin wenigstens etwas vom Anerkennen einer Pflicht <lb/><lb/>  
 durch Staat und Gesellschaft, der auf sich selbst angewiesenen <lb/><lb/>  
 Frau ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen, möglicher- <lb/><lb/>  
 weise ja auch eine Garantie, daß aus dem vorderhand noch <lb/><lb/>  
 Mangelhaften mit der wachsenden Erkenntnis sich ein Voll- <lb/><lb/>  
 kommeneres entwickle. <lb/>

Der weibliche Arzt hat noch nicht einmal so viel Erfolg <lb/><lb/>  
 aufzuweisen. Und doch gilt gerade er bei seinen Befür- <lb/><lb/>  
 wortern für eine doppelte und dreifache Notwendigkeit. Aber <lb/><lb/>  
 Petition um Petition in seiner Sache wird abschlägig be- <lb/><lb/>  
 schieden; die armen Petenten werden vom Reichstag an die <lb/><lb/>  
 Landtage, von den Landtagen zurück an den Reichstag ver- <lb/><lb/>  
 wiesen. Die Gründe, mit denen dies geschieht, für stichhaltige <lb/><lb/>  
 zu erklären, giebt niemand sich die Mühe. Wozu auch? Man <lb/><lb/>  
 will eben nicht. Doch hat man im letzten Jahr die Frage <lb/><lb/>  
 wenigstens auf die betreffenden Tagesordnungen gesetzt und <lb/><lb/>  
 darüber verhandelt: Freund und Feind, ein glorreiches Fähn- <lb/><lb/>

lein Ruhmvoller ausgenommen, in einmütiger Abgedroschen- <lb/><lb/>  
 heit. Einzelne Kammern^) haben sie ihren Regierungen sogar <lb/><lb/>  
 zur „Kenntnisnahme" und zur „Erwägung" übergeben. Das <lb/><lb/>  
 bedeutet immerhin ein Zugeständnis. Und das ist gut. <lb/><lb/>  
 Denn von der Forderung des weiblichen Arztes für ihr eigenes <lb/><lb/>  
 Geschlecht endgültig wieder abzustehen, halten die Frauen selbst <lb/><lb/>  
 sich nicht mehr für berechtigt. <lb/>

0 Nach einer während des Druckes eingegangenen Nachricht <lb/><lb/>  
 gehört zu diesen nunmehr auch das preuß. Abg.-Haus. <lb/>

Vor fünfundzwanzig oder zwanzig Jahren noch, wenn <lb/><lb/>  
 jemand sich unterstand, die herrschende Mädchenerziehung miß <lb/>-<lb/>  
 fällig zu begutachten, etwa die Vermutung auszusprechen, daß <lb/><lb/>  
 bei vernünftigerer Behandlung mit dem vorhandenen Material <lb/><lb/>  
 doch etwas mehr erreicht werden könnte, oder zu der staats- <lb/><lb/>  
 umwälzenden Andeutung sich zu versteigen, es wäre am Ende <lb/><lb/>  
 empfehlenswert, die Mädchen nach denselben Grundsätzen zu <lb/><lb/>  
 schulen und zu erziehen wie die Buben, wenn dieser Jemand <lb/><lb/>  
 vollends ein unglückseliges weibliches Wesen war, wurde er <lb/><lb/>  
 sofort niedergemacht mit dem Triumph- und Hohngeschrei: <lb/>

„Dazu sind die Weiber vollkommen ungeeignet, weil ihr <lb/><lb/>  
 Hirngewicht durchschnittlich geringer ist als das des Mannes!" <lb/>

Bescheidene Einwände wie die, daß, wenn auch das Ge- <lb/><lb/>  
 schlecht inferior genannt werden müsse, die gleiche Behauptung <lb/><lb/>  
 doch nicht von allen einzelnen Gliedern desselben aufgestellt <lb/><lb/>  
 zu werden brauche; daß nicht viel bewiesen sei, wenn nicht <lb/><lb/>  
 der Beweis geliefert werde, der dümmste Mann sei immer <lb/><lb/>  
 noch gescheiter als die gescheiteste Frau, und daß demgemäß <lb/><lb/>  
 vielleicht zu raten wäre, einmal wenigstens mit dem begabten <lb/><lb/>  
 Weibe den Versuch der bessern Ausbildung zu machen, wurden <lb/><lb/>  
 entweder als Thorheit verlacht oder als ungehörige Anmaßung <lb/><lb/>  
 verurteilt. <lb/>

Es war damals die Zeit, in der die Zulassung der Frauen <lb/><lb/>  
 zu den Hochschulen von Edinburgh, Petersburg und Zürich als <lb/>

eine neue Sache die Gemüter bewegte. Die Frage über das <lb/><lb/>  
 Universitätsstudium der Frauen, namentlich über das der <lb/><lb/>  
 Medizin, welches überall zunächst in Betracht kam, wurde in- <lb/><lb/>  
 folge dessen vielfach untersucht. Als einer ihrer grimmigsten <lb/><lb/>  
 Berneiner that sich der Münchner Anatom und Physiologe <lb/><lb/>  
 Professor Bischofs') hervor. Er.war es, der den Satz formu- <lb/><lb/>  
 lierte: „Es fehlt dem weiblichen Geschlecht nach göttlicher <lb/><lb/>  
 und natürlicher Anordnung die Befähigung zur Pflege <lb/><lb/>  
 und Ausübung der Wissenschaften, vor allem der Naturwissen- <lb/><lb/>  
 schaften und der Medizin," und ihn begründete mit der Lehre <lb/><lb/>  
 von dem angeblich geringern Hirngewicht des Weibes und der <lb/><lb/>  
 daraus zu folgernden geistigen Minderwertigkeit des Geschlechts. <lb/><lb/>  
 Ferner deutete er darauf hin, daß das Weib nicht etwa darum <lb/><lb/>  
 dem Mann unterliege, weil es körperlich schwächer sei. Der <lb/><lb/>  
 Geist habe noch immer den Sieg über den Körper herbeigeführt. <lb/><lb/>  
 Wären die Weiber im Besitz der größeren Geisteskräfte, so <lb/><lb/>  
 hätten sie die Männer längst noch mehr zu ihren Sklaven ge- <lb/><lb/>  
 macht, als dies so schon auf allen Gebieten des Lebens <lb/><lb/>  
 in offener oder versteckter Weise der Fall sei, mit <lb/><lb/>  
 Ausnahme der Wissenschaften. <lb/>

Natürlich fand solche Weisheit Anhänger genug. Ihre <lb/><lb/>  
 feierlichsten Deklamatoren waren gewöhnlich die, die ihr Leben- <lb/><lb/>  
 lang mit Physiologie und allem, was drum und dran hängt, <lb/><lb/>  
 nie etwas zu schaffen gehabt hatten und darum auch gar nicht <lb/><lb/>  
 imstande waren, die Bischoff'schen Behauptungen aus ihre Be- <lb/><lb/>  
 weiskraft zu prüfen. Daß er selbst bei Begründung seiner <lb/><lb/>  
 Sätze sonderbarerweise gar keinen Wert darauf legte erstens, <lb/><lb/>  
 daß es Tiere giebt, deren Gehirn um zwei Drittel schwerer <lb/><lb/>  
 wiegt als jedes Männergehirn, und zweitens, daß das relative <lb/><lb/>  
 Hirngewicht, d. h. das Hirngewicht im Verhältnis zum Körper- <lb/><lb/>  
 gewicht zu Gunsten der Frau sich verhält, genierte vorderhand <lb/><lb/>  
 nur wenige. Die dünkelhafte Anmaßung der Weiber schien <lb/>

') Gest, in München 5. Dezember I882, 73 I. a. <lb/><lb/>  
 wieder einmal gründlich aä adsuräum geführt und darüber <lb/><lb/>  
 war Freude auf allen Gassen. <lb/>

Nur dauerte sie nicht lange. Zunächst rief die Sache <lb/><lb/>  
 zwischen Bischoff als Gegner und den Professoren Boehmert <lb/><lb/>  
 und Hermann in Zürich als Anwälten der Frauen eine Kontro- <lb/><lb/>  
 verse hervor, die von beiden Seiten mit ziemlicher Schärfe ge- <lb/><lb/>  
 führt wurde; sodann erklärte schon im Herbst 1872 der da- <lb/><lb/>  
 malige Rektor der Universität Wien, Professor vi. Späth, <lb/><lb/>  
 in seiner Inauguralrede, welche das akademische resp, medi- <lb/><lb/>  
 zinische Studium der Frauen zum Gegenstand hatte, und trotz- <lb/><lb/>  
 dem er, aus andern Gründen, gegen dasselbe auftrat, sich <lb/><lb/>  
 keineswegs für einverstanden mit den Behauptungen des unver- <lb/><lb/>  
 bindlichen Münchner Physiologen; und zuletzt machte im Jahr <lb/><lb/>  
 1883 Professor Carl Bernhard Brühl in Wien den betreffen- <lb/><lb/>  
 den Lehrsätzen der Bischoff'schen Schule und ihrer fadenscheini- <lb/><lb/>  
 gen Beweisführung endgültig den Garaus. <lb/>

In einer eingehenden Studie i), gestützt auf langjährige <lb/><lb/>  
 Forschung, lieferte der berühmte Anatom den Nachweis, daß <lb/><lb/>  
 die Lehre Bischoffs von der Gehirnbeschaffenheit des Weibes, <lb/><lb/>  
 samt den daraus gezogenen Schlüssen, vollständig unhaltbar <lb/><lb/>  
 und unverläßlich, und daß die Frau vermöge der Konstruktion <lb/><lb/>  
 ihres Gehirns zu wissenschaftlicher Arbeit nicht weniger befugt <lb/><lb/>  
 sei als der Mann. Er vertrat darin sogar die Ueberzeugung, <lb/><lb/>  
 daß eine entsprechende Behandlung des weiblichen Gehirns <lb/><lb/>  
 durch Erziehung, Unterricht, Einführung das Selbstvertrauen <lb/><lb/>  
 stärkender sozialer Verhältnisse und ähnliches, und durch eine <lb/><lb/>  
 hiermit auch naturhistorisch gegebene Weiterentwicklung der <lb/><lb/>  
 weiblichen Gehirnzellen, speziell ihres Großhirns, zeigen werde, <lb/><lb/>  
 auch in der Neuzeit schon genügend gezeigt habe, daß das <lb/><lb/>  
 weibliche Gehirn ganz ungemein leistungsfähig sei, ja in man- <lb/><lb/>  
 chen Leistungsbeziehungen sogar jenes des Mannes übertreffe. <lb/>

i) „Frauenhirn, Frauenseele, Frauenrecht". Internationale <lb/><lb/>  
 Revue. Leipzig und Wien. Januarheft 1883. <lb/><lb/>

Auch war er der Ansicht, daß es, wegen des ungeheuren Ein- <lb/><lb/>  
 flusses, den die Menschenmütter organisch auf das von ihnen <lb/> <lb/>  
 allein zur Reife gebrachte Menschengeschlecht laut sicherer <lb/><lb/>  
 „natürlicher Anordnung" nehmen müssen, viel wissenschaft- <lb/><lb/>  
 licher und näher liegend sei, die größte Entwicklungsfähigkeit <lb/><lb/>  
 des Frauenhirns als Absicht der Natur anzunehmen, als das <lb/><lb/>  
 Gegenteil. Ja, er erklärte diese Annahme, im Angesicht der <lb/><lb/>  
 heutigen Kenntnisse über die Entwicklungsgeschichte der Lebe- <lb/><lb/>  
 wesen, geradezu für ein wissenschaftliches Postulat. <lb/>

Seit diesen Ausführungen Brühls sind acht Jahre ver- <lb/><lb/>  
 gangen und auch der verbissenste Gehirnwäger ist stumm ge- <lb/><lb/>  
 worden. Dafür kamen die Gegner des Frauenstudiums nun- <lb/><lb/>  
 mehr mit einem Scheitellappen herangezogen, der beim Manne <lb/><lb/>  
 angeblich stärker oder anders gefurcht sein soll als beim Weibe, <lb/><lb/>  
 und stellten sich als glaubten sie, daß hierdurch das männliche <lb/><lb/>  
 Gehirn vor dem weiblichen etwas voraus hake. Hat doch <lb/><lb/>  
 sogar Professor Waldeyer in seiner bekannten, historisch und <lb/><lb/>  
 logisch gleich wundersamen Rede über „das Studium der Medi- <lb/><lb/>  
 zin und die Frauen" ^) nicht verschmäht, dieses Argument, mit <lb/><lb/>  
 großer Vorsicht allerdings, was die daraus zu ziehenden Fol- <lb/><lb/>  
 gerungen auf eine etwaige Unterordnung der Frau in geistiger <lb/><lb/>  
 Beziehung anbelangt, seinem damaligen Auditorium wenigstens <lb/><lb/>  
 zu Gehör zu bringen. <lb/>

Aber auch der gefurchte Scheitellappen thut's zur Stunde <lb/><lb/>  
 nicht mehr. Was heute auf wissenschaftliche Erkenntnis nach <lb/><lb/>  
 dieser Richtung Anspruch machen kann, vertritt den Stand- <lb/><lb/>  
 punkt, daß der geschlechtliche Unterschied in dem anatomischen <lb/><lb/>  
 Bau des Gehirns keinen Schluß zulasse auf eine verschiedene <lb/><lb/>  
 physiologische Thätigkeit desselben, daß die geistige Jnferiori- <lb/><lb/>  
 tät des Weibes aus dem Bau und der Funktion des Gehirns <lb/><lb/>  
 nach unserem dermaligen Wissen nicht bewiesen werden könne, <lb/>

1. Tageblatt der 61. Versammlung deutscher Naturforscher und <lb/><lb/>  
    Aerzte in Köln 18—23. Sept. 1888. <lb/><lb/>

und daß der Frau die Fähigkeit zugestanden werden müsse, <lb/><lb/>  
 sich ein volles Maß aller der Kenntnisse anzueignen, welche <lb/><lb/>  
 für die Ausübung der Hähern männlichen Berufe, selbst der <lb/><lb/>  
 gelehrten, notwendig sind\*). <lb/>

Auch die Philosophen als diejenigen, die den einzelnen <lb/><lb/>  
 Forschungsgebieten das Facit ihrer Errungenschaften zu ziehen <lb/><lb/>  
 haben für den geistigen Besitz der Gesamtheit, kommen von <lb/><lb/>  
 allen Seiten zu demselben Resultat. <lb/>

Professor Theobald Ziegler in Straßburg z. B. bejaht <lb/><lb/>  
 die Frage nach dem geistigen Unterschied zwischen Mann und <lb/><lb/>  
 Weib unbedingt-). Die Differenz ist ihm eine totale, d. h. <lb/><lb/>  
 entsprechend der durch den anatomischen Bau des Körpers und <lb/><lb/>  
 seiner Organe bedingten Verschiedenartigkeit der physiologischen <lb/><lb/>  
 Funktionen durchzieht die Geschlechtsdifferenz vom Gefühls- <lb/><lb/>  
 leben aus sämtliche Aeußerungen des menschlichen Geistes- <lb/><lb/>  
 lebens, giebt jeder einzelnen derselben eine andere männliche <lb/><lb/>  
 oder weibliche Klangfarbe oder Nüancierung, eine Art Lokal- <lb/><lb/>  
 zeichen oder wie man es sonst heißen will. Aber diese totale <lb/><lb/>  
 Differenz ist darum doch keine erhebliche, die Gemeinsamkeit <lb/><lb/>  
 jedenfalls größer. In den obern Schichten unsres Volkes, <lb/> <lb/>  
 wo die beiden Geschlechter in ganz verschiedener Weise erzogen <lb/><lb/>  
 werden, Mann und Weib beinahe kein gemeinsames Arbeits- <lb/><lb/>  
 gebiet haben, erscheint jene Differenz nach und nach in ge- <lb/><lb/>  
 radezu schädlicher Weise künstlich erweitert und gespannt. Daß <lb/><lb/>  
 aber an der Verkleinerung dieser künstlich erweiterten Kluft <lb/><lb/>  
 zwischen dem gebildeten Mann und der gebildeten Frau mit <lb/><lb/>  
 allem Eifer gearbeitet werde, erklärt Ziegler aus ernst er- <lb/><lb/>  
 wogenen Gründen nicht nur für eine soziale, sondern für eine <lb/>

1. Kaiser, Ueber die Zulassung der Frauen zu den Hähern <lb/><lb/>  
    Berufsformen des Mannes. Beil, zur Allg. Zt. 18. Febr. 1891, <lb/><lb/>  
    Nr. 49. <lb/>
2. Ziegler, Die soziale Frage eine sittliche Frage. 4. Aufl. <lb/><lb/>  
    Stuttgart. Göschen. 1891. S. 123 u. ff. <lb/>

sittliche Notwendigkeit. Was gegen die dahin gerichteten Be- <lb/><lb/>  
 strebungen vorgebracht werde, beweise nichts, weil es lediglich <lb/><lb/>  
 einer jahrhundertelang bestehenden Tradition entnommen sei, <lb/><lb/>  
 gegen welche ja eben die Kritik jetzt ihre Waffen kehre. Aus <lb/><lb/>  
 der Behauptung z. B. die Frau habe bis heute auf keinem <lb/><lb/>  
 Gebiete des geistigen Lebens dem Manne Ebenbürtiges ge- <lb/><lb/>  
 leistet, folge nicht, daß sie es überhaupt nicht leisten könne, <lb/><lb/>  
 sondern nur, daß sie es unter den für sie ungünstigen äußern <lb/><lb/>  
 Verhältnissen bis jetzt nicht gekonnt habe. <lb/>

„Wir Männer," sagt Ziegler, „haben den Frauen alle <lb/><lb/>  
 Wege zu höherer Bildung in unserem Sinn systematisch ver- <lb/><lb/>  
 schlossen und die Beschäftigung der gebildeten Frau außer dem <lb/><lb/>  
 Hause — einige wenige Arbeitszweige abgerechnet — als un- <lb/><lb/>  
 weiblich gebrandmarkt, oder sie doch bei jeder Gelegenheit <lb/><lb/>  
 verhöhnt und verspottet, belächelt und bewitzelt. Und nun <lb/><lb/>  
 wollen wir als ernsthaften Beweis dagegen vorbringen, daß die <lb/><lb/>  
 Frau in Wissenschaft und Kunst noch nie etwas Bedeutendes <lb/><lb/>  
 und Großes geleistet habe, wobei übrigens die Thatsächlichkeit <lb/><lb/>  
 dieses „noch nie" erheblich einzuschränken oder das „Bedeutende <lb/><lb/>  
 und Große" in einer für die Leistungen von uns Durch- <lb/> <lb/>  
 schnittsmännern recht beschämenden Weise zu steigern wäre. <lb/><lb/>  
 Vielmehr wird man sagen müssen: die einzelnen Frauen, <lb/><lb/>  
 welche als Dichterinnen und Gelehrte oder auf industriellem <lb/><lb/>  
 Gebiete oder wo sonst immer Hervorragendes geleistet haben, <lb/><lb/>  
 haben weit mehr geleistet als die etwa mit ihnen auf gleiches <lb/><lb/>  
 Niveau zu stellenden Männer, weil sie erst Hindernisse be- <lb/><lb/>  
 wältigen mußten, die für diese nicht existierten, sich Wege zu <lb/><lb/>  
 ebnen hatten, wo für diese der Zugang offen und die Straße <lb/><lb/>  
 gebahnt war." <lb/>

In ganz ähnlicher Weise sprechen über diese letztern <lb/><lb/>  
 Punkte Professor Brühl in jener oben erwähnten Abhandlung, <lb/><lb/>  
 sowie Professor Albert Eulenburg in Berlin in einem längern <lb/><lb/>  
 Artikel „Die Frauen und das Studium der Medizin" \*) sich aus. <lb/>

1. Erschienen in der Wochenschrift „Die Nation". 1891. Nr. 40 u. 41. <lb/><lb/>

Was Ziegler, um das gleich hier einzuschalten, des wei- <lb/><lb/>  
 teren zur Verbesserung des Loses der Frauen in den obern <lb/><lb/>  
 Ständen fordert, wird weitgehenden Ansprüchen gerecht. Der <lb/><lb/>  
 Zugang zum Universitätsstudium ist ihnen freizugeben, und <lb/><lb/>  
 zwar zu sämtlichen Fakultäten. Am gemeinsamen Univer- <lb/><lb/>  
 sitätsunterricht der beiden Geschlechter nimmt er keinen An- <lb/><lb/>  
 stoß, auch die endliche Zulassung der Frauen zu staatlichen <lb/><lb/>  
 Aemtern, ihre daraus von selbst sich ergebende politische Gleich- <lb/><lb/>  
 stellung mit dem Mann, flößen ihm keine erheblichen Bedenken <lb/><lb/>  
 ein. Nur möchte er sie zu allem diesem durch eine umge- <lb/><lb/>  
 staltete Erziehung erst gründlich vorbereitet wissen, warnt über <lb/>-<lb/>  
 haupt vor überstürzten Reformen. <lb/>

Die Frauen selbst begehren vorderhand ja noch bei weitem <lb/><lb/>  
 nicht so viel. Ihr Wunsch ist, daß die Pforten der hohen <lb/><lb/>  
 Schulen sich ihnen erschließen möchten, zunächst einmal für <lb/><lb/>  
 das Studium der Medizin. Sogar die akademisch gebildete <lb/><lb/>  
 Lehrerin steht erst in der zweiten Reihe ihres Verlangens. <lb/>

Und man sollte meinen, daß, nachdem so gewichtige <lb/><lb/>  
 Stimmen, wie die bisher angeführten, die geistige, soziale und <lb/><lb/>  
 sittliche Befugnis des weiblichen Strebens nach umfassender <lb/><lb/>  
 Ausbildung auch für höhere Berufsformen anerkannt haben, <lb/><lb/>  
 die Gegner der Sache von der Unhaltbarkeit ihrer sonstigen <lb/><lb/>  
 Einwände sich ebenso überzeugen würden. Aber da steht man <lb/><lb/>  
 vor einem Isthmus, der nicht so leicht durchstochen werden <lb/><lb/>  
 kann. Mit unglaublicher Ausdauer und jener Furcht vor <lb/><lb/>  
 Neuem und Ungewohntem, die mit zum deutschen Unglück <lb/><lb/>  
 gehört, wird Schranke um Schranke gezogen, Schwierigkeit <lb/><lb/>  
 auf Schwierigkeit getürmt. Es ist ja nirgends glatt abge- <lb/><lb/>  
 gangen, allenthalben hat es Kampf, an manchen Drten sogar <lb/><lb/>  
 erbitterten Kampf gegeben und der Schweiß, den die Götter <lb/><lb/>  
 vor den Erfolg gesetzt, ist reichlich vergossen worden, aber <lb/><lb/>  
 endlich ist man doch von Worten zu Thaten, von der theore- <lb/><lb/>  
 tischen Erörterung zum praktischen Versuch geschritten. Und <lb/><lb/>  
 bis jetzt wenigstens ist, wie Dr. Caroline Schultze in <lb/>

S. Binder, Weibliche Aerzte. <lb/> 2<lb/>

Paris sagt, überall wo dies geschah, der Sieg auf der Frauen <lb/><lb/>  
 Eeite gewesen'). <lb/>

Fast in der ganzen Welt giebt es weibliche Aerzte. In <lb/><lb/>  
 Amerika deren allein 3000; davon fungieren 70 als Hospital- <lb/><lb/>  
 ärztinnen und Klinikvorsteherinnen, 95 als Professoren-). <lb/>

Die Zahl der Aerztinnen in London beträgt 70, darunter <lb/><lb/>  
 3 Chirurginnen. Vier Londoner Hospitäler werden von Frauen <lb/><lb/>  
 geleitet. An dem neuen Frauenhospital dort sind sieben weib- <lb/><lb/>  
 liche Aerzte, zwei derselben als Klinikvorsteherinnen angestellt. <lb/><lb/>  
 Die „I^ovclon 8ellool ok ivkclseins kor -vvoinon" zählt 18 Pro- <lb/><lb/>  
 fessoren, unter ihnen 5 Frauen. Rektor: Mary Dawson"). <lb/>

Auch in der Schweiz und in Frankreich praktizieren weib- <lb/><lb/>  
 liche Aerzte, in Paris deren 11, in Genf 5, in Basel 2, in <lb/><lb/>  
 Zürich und Luzern je 3'). Und in allen diesen Ländern <lb/><lb/>  
 dauern die betreffenden Versuche schon zwischen fünfundzwanzig <lb/><lb/>  
 und fünfundvierzig Jahre. <lb/>

Das sind Zahlen, die immerhin einiges beweisen. Denn <lb/><lb/>  
 was ist, kann sein. Aber im Lande der Theorie, in Deutsch- <lb/><lb/>  
 land, erklären viele trotzdem die Sache heute noch überhaupt <lb/><lb/>  
 für existenzunmöglich. <lb/>

Daß die sogenannte physische Jnferiorität des weiblichen <lb/><lb/>  
 Geschlechtes schwer dagegen in die Wagschale geworfen wird, <lb/><lb/>  
 versteht sich von selbst. Unsere Frauen sollen körperlich nicht <lb/><lb/>  
 kräftig genug sein, weder für das Studium, noch später für <lb/><lb/>  
 die Ausübung des ärztlichen Berufs. Und doch wird an an- <lb/><lb/>  
 dern Stellen eine so große Summe auch physischer Anstrengung <lb/><lb/>  
 vom Weibe gefordert. <lb/>

') Ur. msä. Caroline Schultze, „Die Aerztin des XIX. <lb/><lb/>  
 Jahrhunderts." Rechtmäßige Uebersetzung. Leipzig. Peter Hobbing. <lb/><lb/>  
 1889. S. 46. <lb/>

1. Schultze, „Die Aerztin des XIX. Jahrhunderts. Leipzig. P. <lb/><lb/>  
    Hobbing. 1889. S. 54 u. ff. <lb/>
2. Ebendas. S. 46 u. ff. <lb/>

\*) Ebendas. S. 49. <lb/><lb/>

Bon dem, was die Frauen der uncivilisierten Völker <lb/><lb/>  
 leisten, braucht hier nicht gehandelt zu werden. Auch bei uns, <lb/><lb/>  
 im Kulturherzen Europas, wird an ihre Körperkraft Anspruch <lb/><lb/>  
 genug erhoben. Unter der bäuerlichen Bevölkerung mögen <lb/><lb/>  
 sich die Arbeitsleistungen von Mann und Weib allenthalben <lb/><lb/>  
 so ziemlich gleichstellen; in einzelnen Landesteilen giebt es <lb/><lb/>  
 Holzfällerinnen, Lohkuchentreterinnen, weibliche Mörtel- und <lb/><lb/>  
 Backsteinträger bei Häuser- und Kirchenbauten. Unsere jungen <lb/><lb/>  
 Fabrikarbeiterinnen kommen Tag für Tag, zu früher Morgen- <lb/><lb/>  
 stunde, bei allen körperlichen Funktionen, die ihre Geschlechts- <lb/><lb/>  
 angehörigkeit ihnen auferlegt, in Wind und Regen, in Kälte <lb/><lb/>  
 und Schnee oft 1—1^2 Wegstunden her, um dann vielleicht <lb/><lb/>  
 im betäubenden Lärm eines Websales, stehend, bei karger Kost, <lb/><lb/>  
 ihre 10—12stündige Tagesarbeit zu verrichten. Und unsere <lb/><lb/>  
 Arbeiterfrauen thun häufig das Gleiche. Nur daß sie dann <lb/><lb/>  
 am Abend, während der Mann ausruht, für die Familie zu <lb/><lb/>  
 kochen, zu waschen, zu nähen und, wenn sie just nicht in den <lb/><lb/>  
 Monaten vor einer Niederkunft stehen, in der Nacht gewöhn- <lb/><lb/>  
 lich noch einen Säugling zu besorgen haben. <lb/>

Was unsern höhern Lehramtskandidatinnen zugemutet <lb/><lb/>  
 wird, ist oben schon skizziert. Und den Lehrerinnen an Privat- <lb/><lb/>  
 und andern Schulen! Dreißig Wochenstunden, womöglich an <lb/><lb/>  
 sünf Klassen oder in sieben Fächern, samt den entsprechenden <lb/><lb/>  
 Korrekturen, um 900 Mark Gehalt. Oder in kleinern Städten <lb/><lb/>  
 der ganze Unterricht an einer Mittelschule von 26—30 Kin- <lb/><lb/>  
 dern, in vier Abteilungen und ebenfalls dreißig Wochenstunden <lb/><lb/>  
 um 1000 Mark Gehalt! <lb/>

Und unsere Hausfrauen und Mütter im gebildeten Mittel- <lb/><lb/>  
 stand! Diejenigen nämlich, die im vollen Umfang ihre Pflicht <lb/><lb/>  
 erfüllen; es giebt allerdings auch andere. „Zwanzig Männer <lb/><lb/>  
 verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde," sagt Goethe und <lb/><lb/>  
 meint damit bloß das erste Auspflegen des Neugeborenen <lb/><lb/>  
 durch die Mutter. Wie oft aber sind vier oder fünf Kinder <lb/><lb/>  
 da, der verschiedensten Altersklassen, die erst einmal geboren, <lb/><lb/>  
 dann erzogen, genährt und gekleidet, in gesunden Tagen über- <lb/><lb/>  
 wacht, in Krampfhusten, Scharlach und Diphterie gepflegt, <lb/><lb/>  
 mit guter Sitte, Moral und Christentum versehen werden <lb/><lb/>  
 müssen. Und daneben der stündliche Kampf mit dem Heer <lb/><lb/>  
 der sonstigen großen und kleinen Erdenübel, aus denen eine <lb/><lb/>  
 Hauswirtschaft sich zusammensetzt; die Rücksicht auf die be- <lb/><lb/>  
 rufliche Stellung des Mannes, die häufig so stark hereinspielt <lb/><lb/>  
 ins Familienleben; dieser Gatte selbst, der geliebt und gehegt, <lb/><lb/>  
 in seinen Interessen gefördert und verstanden, in seinen An- <lb/><lb/>  
 sichten von dem ihm zukommenden persönlichen Komfort be- <lb/><lb/>  
 stätigt werden soll, was keineswegs immer mühelos gelingt, <lb/><lb/>  
 besonders wenn er selbst nicht zu den Praktikussen gehört und <lb/><lb/>  
 als Angehöriger des starken Geschlechts die Verpflichtung <lb/><lb/>  
 fühlt, nach dem Dienstmädchen zu rufen, wenn etwa ein Kasten <lb/><lb/>  
 zu rücken, oder ein gefüllter Handkoffer vom Fußboden auf <lb/><lb/>  
 den Tisch zu heben ist. Ist vollends diese vielumfassende <lb/><lb/>  
 Aufgabe, wie leider nur allzu oft, unter beständigem Zurate- <lb/><lb/>  
 halten eines schmalen Beutels zu lösen, sieht sich die Haus- <lb/><lb/>  
 frau genötigt, um fremde Hilfe zu sparen, einen beträcht- <lb/><lb/>  
 lichen Teil der häuslichen Arbeit selbst zu verrichten, und <lb/><lb/>  
 dürfen wir, wie es die Wahrheit fordert, anerkennen, daß sie <lb/><lb/>  
 in einer großen Zahl von Fällen mit Tapferkeit und Geschick <lb/><lb/>  
 und angemessenem Erfolg gelöst wird, so wird zuzugeben sein, v<lb/>  
 daß hiezu ein absolut bedeutendes Maß auch körperlicher Aus- <lb/><lb/>  
 dauer und Kraft ins Feld gestellt werden muß. <lb/>

Wird aber von den Frauen beinahe aller Klaffen so viel <lb/><lb/>  
 gefordert und gethan, so steht zu hoffen, daß unter den drei <lb/><lb/>  
 oder fünf Millionen, die in Deutschland unverheiratet bleiben <lb/><lb/>  
 müssen, eventuell unter dem riesigen Bruchteil, der davon auf <lb/><lb/>  
 die höheren Stände fällt, sich ohne Mühe ein paar hundert <lb/><lb/>  
 finden lassen, die begabt und daneben gesund und kräftig ge- <lb/><lb/>  
 nug sind, um Heilkunde zu studieren und später auszuüben. <lb/><lb/>  
 Besonders wenn die Erziehung unserer weiblichen Jugend auch <lb/><lb/>  
 deren leibliche Stählung und Kräftigung etwas rationeller <lb/><lb/>  
 ins Auge faßt als bisher, und wenn die Betreffenden selbst <lb/><lb/>  
 nicht ermüdet und abgehetzt von eilig und gar autodidaktisch <lb/><lb/>  
 absolvierten Lehrkursen auf die Universität gelangen, sondern <lb/><lb/>  
 bequem und folgerichtig wie die Jungen Stufe um Stufe auf <lb/><lb/>  
 der Leiter einer neunklassigen Vorbereitungsanstalt empor- <lb/><lb/>  
 geschoben werden bis durch die gefurchtste und doch so duld- <lb/><lb/>  
 same Pforte der Abiturientenprüfung. Und wenn auf der <lb/><lb/>  
 hohen Schule selber die junge Studentin sich durch die zu <lb/><lb/>  
 bewältigende Lernaufgabe wirklich etwas stärker angestrengt <lb/><lb/>  
 fühlen sollte, als ihre männlichen Altersgenossen, so bleibt <lb/><lb/>  
 ihr dafür manches andere erspart, was jenen Zeit und Ge- <lb/><lb/>  
 sundheit in Anspruch nimmt, Trinken zum Beispiel, Rauchen, <lb/><lb/>  
 Händel und Mensuren. <lb/>

Alle Trivialität der Gegner giebt sich Stelldichein, wenn <lb/><lb/>  
 es gilt, den Verdacht einer möglichen Gefährdung des An- <lb/><lb/>  
 standes und des weiblichen Zartgefühls gegen das gemeinsame <lb/><lb/>  
 medizinische Studium der beiden Geschlechter laut werden zu <lb/><lb/>  
 lassen, oder aber die Weheklage anzustimmen darüber, daß <lb/><lb/>  
 das Weib durch die Zulassung zur Universität seinem so- <lb/><lb/>  
 genannten natürlichen Beruf und Daseinszweck entfremdet <lb/><lb/>  
 werde. <lb/>

Es soll nicht abgeleugnet werden, unsre künftigen Stu- <lb/><lb/>  
 dentinnen der Medizin haben einiges auf sich zu nehmen. <lb/><lb/>  
 Es wird manches Erröten und manches tiefe Erschrecken der <lb/><lb/>  
 Einzelnen kosten, bis sie daran gewöhnt sind, von Männern <lb/><lb/>  
 und mit Männern zusammen über Dinge sich belehren zu <lb/><lb/>  
 lassen, von denen zu wissen, oder die gar aus eigener An- <lb/><lb/>  
 schauung kennen zu lernen andern Frauen ihr Lebenlang <lb/><lb/>  
 erspart bleibt. Aber wer reformieren, wer auch nur an <lb/><lb/>  
 einem reformatorischen Werk thätigen Anteil nehmen will, <lb/><lb/>  
 muß Opfer bringen. Und hier ist einer der seltenen Punkte, <lb/><lb/>  
 wo der Zweck vollkommen die Mittel heiligen würde, wenn <lb/><lb/>  
 es dessen überhaupt bedürfte. <lb/>

Denn in Wahrheit ist es doch bloß gut und erfreulich, <lb/><lb/>

wenn eine Schar tapferer Mädchen hingeht, ihr Jugendleben <lb/><lb/>  
 daran giebt und soviel zu lernen begehrt, daß späterhin Zehn- <lb/><lb/>  
 tausende ihres Geschlechts vor der bitteren Notwendigkeit be- <lb/><lb/>  
 wahrt bleiben können, die heikelsten und intimsten körperlichen <lb/><lb/>  
 Angelegenheiten vor Männeraugen und Männerohren darlegen <lb/><lb/>  
 zu müssen. Es ist ja doch ein anderes, ob eine kranke Frau <lb/><lb/>  
 gewisse Dinge von sich selbst aussagen, ob nach gewissen <lb/><lb/>  
 Dingen an ihrem eigenen Leib geforscht werden muß, oder ob <lb/><lb/>  
 ein an Körper und Geist gesundes Weib im Namen der <lb/><lb/>  
 Wissenschaft, also in ganz unpersönlicher und objektiver Weise, <lb/><lb/>  
 darüber Belehrung empfängt. Was die Mädchen hier zu <lb/><lb/>  
 Wissenden macht, ist doch kein neugieriges Gucken hinter den <lb/><lb/>  
 Vorhang, wie vielleicht anderwärts, sondern ein ernstes Streben <lb/><lb/>  
 nach wohlerwogenem Ziel. Dabei steht edle Weiblichkeit nicht <lb/><lb/>  
 auf dem Spiel. Und sollte sie das nicht schützen auch vor <lb/><lb/>  
 der angeblichen Roheit ihrer männlichen Mitstudenten, die <lb/><lb/>  
 man so gern als Abschreckungsmittel benützt? Schamhaftig- <lb/><lb/>  
 keit und Zartgefühl sind überdies zu fest gegründet in echter <lb/><lb/>  
 Weibesnatur, als daß physiologisches Wissen und medizinisches <lb/><lb/>  
 Können sie auszutreiben vermöchten, und wenn wirklich ein- <lb/><lb/>  
 mal einer der künftigen weiblichen Aerzte ohne diese Tugen- <lb/><lb/>  
 den sollte erfunden werden, so stünde zu fürchten, daß er die- <lb/><lb/>  
 selben bereits in sehr rudimentärem Zustand auf die hohe <lb/><lb/>  
 Schule gebracht habe. <lb/>

Jüngere Männer pflegen mit Eifer auch darauf hinzu- <lb/><lb/>  
 weisen, daß die Lehrer der Heilkunde in ihren Vorlesungen <lb/><lb/>  
 nicht selten einen cynischen Ton anschlagen, in Späßen sich <lb/><lb/>  
 gefallen, die anzuhören für Frauen geradezu unmöglich sei, <lb/><lb/>  
 auf die zu verzichten aber weder die Herren selber noch ihre <lb/><lb/>  
 männlichen Zuhörer geneigt sein möchten. Die Aussage aus <lb/><lb/>  
 ihre Thatsächlichst zu prüfen, kann hier nicht unternommen <lb/><lb/>  
 werden. Ist sie unwahr, so fällt der darauf erhobene Ein- <lb/><lb/>  
 wand von selbst dahin, ist sie wahr, so bleibt dennoch die <lb/><lb/>  
 Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß die Anwesenheit junger <lb/> <lb/>  
 Mädchen in den medizinischen Hörsälen in diesem Punkt ein <lb/><lb/>  
 Kompromiß zu stände brächte. Die Damen müßten ohne sitt- <lb/><lb/>  
 liche Entrüstung auch einmal einen derbern Witz mit in den <lb/><lb/>  
 Kaus nehmen, und wenn er gut ist, werden sie sich dazu nicht <lb/><lb/>  
 lange nötigen lassen; die Herren Professoren aber könnten ohne <lb/><lb/>  
 Schaden für die Wissenschaft und deren Jünger im übrigen <lb/><lb/>  
 ihre Zoten in der Tasche behalten. <lb/>

Mit vollem Nachdruck ist ferner die Klage zurückzuweisen <lb/><lb/>  
 darüber, daß durch die Zulassung zum Universitätsstudium, <lb/><lb/>  
 sei es zum medizinischen oder zu einem andern, die Frau ihrem <lb/><lb/>  
 natürlichen Beruf und Daseinszweck entfremdet werde. Sie <lb/><lb/>  
 ist in ihrer Häufigkeit einer der stärksten Beweise für die Macht <lb/><lb/>  
 des sinnlosen Schlagwortes, angesichts unserer drei oder fünf <lb/><lb/>  
 Millionen unverheirateter weiblicher Wesen aber ungefähr das <lb/><lb/>  
 Sinnloseste, was etwa vorgebracht werden könnte. <lb/>

Bor allem! was heißt natürlicher Beruf und Daseins- <lb/><lb/>  
 zweck der Frau? Der auf sie fallende Teil am Fortpflanzungs- <lb/><lb/>  
 geschäft der Menschheit kann doch nur in bedingter Weise dar- <lb/><lb/>  
 unter verstanden werden, denn wenn es aufs Kinder in die <lb/><lb/>  
 Welt setzen allein ankäme, dann wäre die Dirne, die das hinter <lb/><lb/>  
 der Hecke besorgt, eine anerkennenswertere Priesterin im Dienst <lb/><lb/>  
 der Allgemeinheit als das ehrbare Weib, dessen Ehe ohne Nach- <lb/><lb/>  
 kommenschaft geblieben ist. Und zudem das immer wieder <lb/><lb/>  
 anhebende Uebervölkerungsgeschrei, das einem manchmal den <lb/><lb/>  
 Gedanken nahe legt, ob es nicht das einzig Ersprießliche wäre, <lb/><lb/>  
 den Ehe- und Kinderlosen noch besondere Ehrenpreise zu ver- <lb/><lb/>  
 willigen, höchst übel angebracht. <lb/>

Um den Begriff genauer festzustellen, wird man allenfalls <lb/><lb/>  
 so sagen müssen: Der natürlichste — wohlgemerkt das Wort <lb/><lb/>  
 im Superlativ — also der natürlichste Beruf der Frau ist <lb/><lb/>  
 die Stellung als Gattin und Mutter in einer staatlich aner- <lb/><lb/>  
 kannten Ehe, die Ausfüllung des Pflichtenkreises, den sie durch <lb/><lb/>  
 eine Familiengründung übernimmt. Damit kann jedermann <lb/><lb/>  
 sich einverstanden erklären. Aber darf eine Gesellschaft wie <lb/><lb/>  
 die gegenwärtige, deren überreizte Zustände mit nächstem uns <lb/><lb/>  
 alle insgesamt aus unserer ursprünglichen Natur hinausgeäng- <lb/><lb/>  
 stigt haben, sich ihren weiblichen Angehörigen gegenüber auf <lb/><lb/>  
 eben diese Natur in beschränkender Weise berufen? Darf sie, <lb/><lb/>  
 die in Betreff der Mittel, durch welche allein die Schaffung <lb/><lb/>  
 derartiger natürlichster Lebensformen verbürgt werden könnte, <lb/><lb/>  
 sich zum großen Teil für insolvent erklären muß, die den <lb/><lb/>  
 Frauen der untern Klaffen schwere Fabrikarbeit gestattet und <lb/><lb/>  
 auferlegt, die, um das Wort eines schwedischen Schriftstellers <lb/><lb/>  
 zu gebrauchen, „mit einer Leiche im Schiffsraum segelt," d. h. <lb/><lb/>  
 in der es praktische Leute giebt, die den Höllenpsuhl der käuf- <lb/><lb/>  
 lichen Liebe für eine Notwendigkeit erklären, darf diese Gesell- <lb/><lb/>  
 schaft das Weib auf seine Thätigkeit in Haus und Familie <lb/><lb/>  
 ausschließlich zurückverweisen? Gewiß nicht, wenn sie nicht <lb/><lb/>  
 den Vorwurf ganz ausgesuchter Thorheit und Heuchelei auf <lb/><lb/>  
 sich laden will, demgegenüber sie allerdings und schon von alters <lb/><lb/>  
 her mit einem Fell ausgerüstet erscheint, das an Dicke und <lb/><lb/>  
 Unempfindlichkeit nicht viel zu wünschen übrig läßt. <lb/>

Der Familie und dem Hause dienen ja überdies nicht <lb/><lb/>  
 nur die, die dies im eigenen Hause und innerhalb der eigenen <lb/><lb/>  
 Familie thun, und am Fortpflanzungsgeschäft der Menschheit <lb/><lb/>  
 sind nicht bloß diejenigen beteiligt, die zeugen und gebären. <lb/><lb/>  
 Für die Erhaltung ihrer Gattung ist die Thätigkeit der Ar- <lb/><lb/>  
 beitsbienen so notwendig als die der Drohnen und des Weisels. <lb/><lb/>  
 Und von allen, die indirekt an der menschlichen Gattungs- <lb/><lb/>  
 erhaltung mitarbeiten, thut dies ein guter Arzt vielleicht am <lb/><lb/>  
 direktesten; somit bliebe ein guter Arzt weiblichen Geschlechtes <lb/><lb/>  
 mit dem, was durch die physiologische Arbeitsteilung der Ge- <lb/><lb/>  
 schlechter zu dessen vorzüglichsten Lebensaufgaben zählt, im <lb/><lb/>  
 allerengsten Kontakt. <lb/>

Es würde ins Ungemessene führen, wollte man sämtliche <lb/><lb/>  
 Einwände aufzählen, die von den Gegnern des Frauenstudiums, <lb/><lb/>  
 namentlich des medizinischen, vorgebracht zu werden pflegen, <lb/><lb/>  
 oder gar versuchen, sie Nummer für Nummer zu wider- <lb/><lb/>  
 legen; zwei oder drei müssen aber doch noch herausgegriffen <lb/><lb/>  
 werden. <lb/>

Zuerst etwas Aeußerliches: die Raumfrage. Man giebt <lb/><lb/>  
 an, daß die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin <lb/><lb/>  
 sich schon deshalb verbiete, weil an den meisten deutschen Hoch- <lb/><lb/>  
 schulen die hiefür notwendigen Räumlichkeiten nicht in wün- <lb/><lb/>  
 schenswertem Maße zur Verfügung stehen, und weil die Her- <lb/><lb/>  
 stellung genügender Räume, sei es zum Zweck des getrennten <lb/><lb/>  
 oder gemeinsamen Unterrichts der beiden Geschlechter, die be- <lb/><lb/>  
 treffenden Länder finanziell allzu stark belasten würde. Ob <lb/><lb/>  
 da nicht, absichtlich oder unabsichtlich, ein Nechnungsfehler mit- <lb/><lb/>  
 unterläuft? Um wie viel Medizin studierende Frauen wird <lb/><lb/>  
 es sich denn überhaupt handeln? Besonders in den ersten <lb/><lb/>  
 zwanzig Jahren und solange noch keine entsprechenden Vor- <lb/><lb/>  
 bereitungsanstalten für die Mädchen da sind? Um ein halbes <lb/><lb/>  
 Dutzend höchstens für jede deutsche Universität, vorausgesetzt <lb/><lb/>  
 natürlich, daß alle einundzwanzig zumal sich den weiblichen <lb/><lb/>  
 Studenten öffnen. Keine der medizinischen Fakultäten in <lb/><lb/>  
 Deutschland würde sich zur Stunde weigern, trotzdem einige <lb/><lb/>  
 darunter thatsächlich überfüllt sein sollen, Raummangels halber <lb/><lb/>  
 noch weitere 8—10 männliche Studierende in ihren Unter- <lb/><lb/>  
 richtsverband aufzunehmen. Wozu also der Lärm, daß für <lb/><lb/>  
 die weiblichen kein Platz vorhanden sei? Als ob, wenn ein- <lb/><lb/>  
 mal die Pforten aufspringen, an jeder Hochschule auch gleich <lb/><lb/>  
 die heilige Ursula mit sämtlichen elftausend Jungfrauen an- <lb/><lb/>  
 gerückt käme, behufs Studiums der Medizin! <lb/>

Später, wenn die Sache im Gang und eingebürgert ist, <lb/><lb/>  
 werden ihrer freilich nicht mehr so wenige kommen. Aber <lb/><lb/>  
 auch dann könnte sich die Raumfrage möglicherweise ganz von<lb/>  
 selbst dahin regeln, daß immer sechs begabte Mädchen, und <lb/><lb/>  
 andere werden vorderhand schwerlich erscheinen, sechs minder <lb/><lb/>  
 veranlagte Jünglinge aus der betreffenden Fakultät hinaus- <lb/><lb/>  
 drücken. Und das wird keineswegs ein Schaden sein für die <lb/><lb/>  
 Fakultät. Noch weniger nachher für die Praxis. <lb/><lb/>

In der Schätzung des beobachtenden Publikums gelten <lb/><lb/>  
 oder galten wenigstens bis vor kurzem die Mediziner im all- <lb/><lb/>  
 gemeinen für die genußsüchtigsten, die am meisten Nebendinge <lb/><lb/>  
 betreibenden von allen Universitätsgenossen. Man sieht sie <lb/><lb/>  
 mit den schmälsten Semestern und den ausgedehntesten Ferien <lb/><lb/>  
 behaftet und glaubt deshalb vermuten zu dürfen, daß auch in <lb/><lb/>  
 ihren Reihen jenes Banausentum, das keine höhern Ziele <lb/><lb/>  
 kennt, als das gesetzliche Minimum des Wissens mit dem ent- <lb/><lb/>  
 sprechenden Minimum eigenen Kraftaufwandes zu erreichen, <lb/><lb/>  
 so stark zu Hause sei, als sonst auf allen Flanken. Da fände <lb/><lb/>  
 ein Pairsschub unverbildeter, unblasierter Weiberintelligenz <lb/><lb/>  
 und glaubensstarker Arbeitsfreudigkeit vortrefflich seine Stelle. <lb/>

Um die aus der Fakultät eventuell hinausgedrückten Mittel- <lb/><lb/>  
 mäßigkeiten, um die ganze Konkurrenzfrage überhaupt, haben <lb/><lb/>  
 sich die Frauen natürlich nicht zu kümmern. Die so oft vor- <lb/> <lb/>  
 gebrachte Behauptung, daß wir keine weiblichen Aerzte brauchen, <lb/><lb/>  
 weil der männlichen schon zu viele da seien, ist zu unlogisch <lb/><lb/>  
 und trifft den Kern der Sache zu wenig, als daß sie Berück- <lb/><lb/>  
 sichtigung verdiente. Und überdies ist sie nicht wahr. Trotz <lb/><lb/>  
 aller gegenteiligen Versicherungen wird der nächste große Krieg <lb/><lb/>  
 dies sehr deutlich offenbaren. Die größern Städte mögen <lb/><lb/>  
 übersetzt sein, im ganzen Deutschen Reich aber kommt auf <lb/><lb/>  
 3569 Einwohner ein Arzt'), ja es giebtLandesteile, in denen <lb/><lb/>  
 einer erst auf 15,000 kommt. <lb/>

Die Fähigen unter den Männern fürchten auch den Frauen- <lb/><lb/>  
 wettbewerb in keiner Weise, das wird aus ihrem Lager jeder- <lb/><lb/>  
 zeit versichert; was aus den andern wird, ob Kellner oder <lb/><lb/>  
 Koch, ist einerlei. Für die subalternen Ingenien und mechani- <lb/><lb/>  
 schen Köpfe giebt es ja sonst noch „Luft genung"; in der <lb/><lb/>  
 Medizin, wo es sich in jedem einzelnen Fall um ein höchstes <lb/><lb/>  
 Gut, um Leben oder Gesundheit handelt, und deren Vertreter <lb/><lb/>  
 in jedem Augenblick gegenwärtig sein müssen, auf die ganze <lb/>

') Fehling, Die Bestimmung der Frau. Stuttgart. Enke. 1892. <lb/>

Höhe ihrer verantwortungsvollen Aufgabe gestellt zu werden, <lb/><lb/>  
 ist ihre Mitarbeiterschaft ohnehin am wenigsten erwünscht. <lb/>

Noch ein paar Einwürfe müssen zuguterletzt etwas tiefer <lb/><lb/>  
 gehängt werden. Eigentlich bilden sie eine kleine Kette von <lb/><lb/>  
 Drohungen und gelten nicht nur jenen Vorwitzigen, die Medi- <lb/><lb/>  
 zin, sondern allen Frauen, die überhaupt studieren wollen, ja <lb/><lb/>  
 gewissermaßen dem ganzen Geschlecht, falls es wirklich ge- <lb/><lb/>  
 sonnen sein sollte, so Unziemliches unter sich zu dulden. Man <lb/><lb/>  
 hört und liest ähnliches allerorten, wir folgen dabei dem <lb/><lb/>  
 schon erwähnten Aufsatz von vr. meü. Kaiser in der Allg. <lb/><lb/>  
 Zeitung vom 18. Februar 1891. <lb/>

Dort wird gesagt, die Möglichkeit der Erreichung des von <lb/><lb/>  
 der Frauenbewegung angestrebten Zieles müsse allerdings zu- <lb/><lb/>  
 gegeben werden, aber der errungene Erfolg werde Opfer kosten. <lb/><lb/>  
 Alles das, was die Frau dem Manne begehrenswert mache, <lb/><lb/>  
 was die Kunst aller Zeiten an ihr verherrlicht und die Ge- <lb/><lb/>  
 schichte an den Frauennamen, die sie verewige, bewundert <lb/><lb/>  
 habe, die Weiblichkeit, gehe unwiederbringlich verloren. <lb/>

Alles, was die Frau dem Manne begehrenswert macht, <lb/><lb/>  
 geht unwiederbringlich verloren, wenn sie sich Berufs- <lb/><lb/>  
 formen zuwendet, die eine höhere geistige Ausbildung erfor- <lb/><lb/>  
 dern, und dieses „Alles" nennt Dr. Kaiser mit dem viel- <lb/><lb/>  
 bergenden Namen „Weiblichkeit". Der Satz ist gar nicht un- <lb/><lb/>  
 schön und zu Anfang auch ganz imponierend, wenn man ihn <lb/><lb/>  
 näher besieht, ist aber doch herzlich wenig damit anzufangen. <lb/><lb/>  
 Namentlich wird es den Frauen selbst schwer fallen, der darin <lb/><lb/>  
 versteckten Drohung, der Mann könnte unter Umständen auf- <lb/><lb/>  
 hören des Weibes zu begehren, mit unsatirischem Ernst zu <lb/><lb/>  
 begegnen. Auf den Streik können sie es getrost ankommen <lb/><lb/>  
 lassen; daß die Bäume hier nicht in den Himmel wachsen, da- <lb/><lb/>  
 für ist gesorgt. Solange die Verneinung des Willens zum <lb/><lb/>  
 Leben nicht Menschheitsprinzip geworden ist, solange wird das <lb/><lb/>  
 Weib dem Manne ein Gut bedeuten, nach dem er strebt, um <lb/><lb/>  
 das er im Notfall kämpft. Vom alten Kurs nach dieser Rich- <lb/><lb/>  
 tung würde auch durch das Frauenstudium, und wenn es sich <lb/><lb/>  
 aus alle Fakultäten ausdehnte, nicht eine Linie aufs Spiel <lb/><lb/>  
 gesetzt. Für eine einzelne vielleicht, aber auch nur vielleicht, <lb/><lb/>  
 für die Gesamtheit nimmermehr. <lb/>

Was der Mann beim Weibe sucht, ist Freude. Freude, <lb/><lb/>  
 Lebensanmut und Lebensbequemlichkeit. Daß diese ihm ge- <lb/><lb/>  
 wahrt bleiben, darauf steht sein Verlangen, und daß es mög- <lb/><lb/>  
 lichst mühelos für ihn geschähe, ist sein Wunsch. Die sicherste <lb/><lb/>  
 Garantie hierfür vermutet er darin, daß auf der Frauen Seite <lb/><lb/>  
 jene ganze Summen von Eigenschaften, die man gewöhnlich <lb/><lb/>  
 unter „Weiblichkeit" begreift, immer in reichlicher Vertretung <lb/><lb/>  
 gefunden werde. Die Fügsamkeit vor allem und die Geduld, <lb/><lb/>  
 das Bedürfnis aufzublicken und zu verehren, leicht anzu- <lb/><lb/>  
 fachende Empfindung und harmloser Frohsinn, das sanfte <lb/><lb/>  
 Schweigen und das sanfte Wort, die dienende Liebe. Selbst <lb/><lb/>  
 unser weibliches Schönheitsideal ist großenteils dahin berechnet. <lb/><lb/>  
 Der schlanke Leib, der leicht umfaßt und festgehalten werden <lb/><lb/>  
 kann, die weichen Formen, die nirgends verletzen und wenig <lb/><lb/>  
 Ellbogenraum beanspruchen, die kleine Hand, die wenigstens <lb/><lb/>  
 wehrlos scheint, der zarte Fuß, der auch die Fliehende nicht <lb/><lb/>  
 weithin trägt. <lb/>

Und der Mann steht auf dem Boden seines natürlichen <lb/><lb/>  
 Rechtes, wenn er von diesen guten und hübschen Dingen, die <lb/><lb/>  
 soviel zu seiner irdischen Glückseligkeit beizutragen vermögen, <lb/><lb/>  
 kein Jota einbüßen will, nur damit ist er im Irrtum, <lb/><lb/>  
 wenn er meint, daß irgend etwas davon in Frage stünde, <lb/><lb/>  
 wenn ein paar hundert wackerer Mädchen sich den Wissen- <lb/><lb/>  
 schaften widmeten. Nicht einmal für sie selber, besonders v <lb/><lb/>  
 nicht für die Medizinerinnen. Denn ein guter Teil der vor- <lb/><lb/>  
 erwähnten Tugenden und Eigenschaften fände eben in deren <lb/><lb/>  
 künftigem Beruf vorzügliche Verwendung. Daß sie daneben <lb/><lb/>  
 Gehärteres, Spannkrüftigeres, mit einem Wort Männlicheres <lb/><lb/>  
 ebenfalls an sich zur Erscheinung zu bringen und auszubilden <lb/><lb/>  
 haben werden, steht freilich fest, aber auch dieses wird, wenn <lb/><lb/>  
 richtig erfaßt und richtig dosiert, weder ihnen, noch ihrem Ge- <lb/><lb/>  
 schlecht, noch aber der Allgemeinheit zum Schaden gereichen. <lb/><lb/>  
 Im Gegenteil. Selbst die Geschichte, auf die Dr. Kaiser sich <lb/><lb/>  
 so emphatisch beruft, objektiver als der ichsüchtige Mensch, <lb/><lb/>  
 versteht und feiert an den Frauen, deren Gedächtnis sie ruhm- <lb/><lb/>  
 voll aufbewahrt, auch noch anderes, als mit dem bloß land- <lb/><lb/>  
 läufigen Begriff der Weiblichkeit sich deckt: völkerlenkende <lb/><lb/>  
 Weisheit und Energie, staatskluge Umsicht, kriegerische Tapfer- <lb/><lb/>  
 keit, persönlichen Mut. <lb/>

In unmittelbarem Anschluß an den Satz von der un- <lb/><lb/>  
 wiederbringlich verlorenen Weiblichkeit heißt es in jenem Artikel <lb/><lb/>  
 weiter: Die Natur habe das Weib unter den Schutz des <lb/><lb/>  
 Mannes gestellt, die Frau aber, die mit dem Manne gleich- <lb/><lb/>  
 berechtigt in die Schranken träte, um teilzunehmen an dem <lb/><lb/>  
 Kampf, in dem nur rastloses, rücksichtsloses Ringen zum Siege <lb/><lb/>  
 führe, gehe jenes Rechtes auf Schutz verloren. Der verstärkte <lb/><lb/>  
 Mitbewerb werde den harten Kampf noch erbitterter machen und <lb/><lb/>  
 der rücksichtslos entfalteten, durch nichts behinderten Kraft des <lb/><lb/>  
 Mannes gegenüber müsse das Weib unterliegen. <lb/>

Das ist klipp und klar eine Verkündigung des Faustrechts. <lb/><lb/>  
 Wenn ihr nicht pariert, drücken wir euch zu Boden. Wir würden <lb/><lb/>  
 den Frauen raten, auch dieses ruhig abzuwarten. Wer imstande <lb/><lb/>  
 ist, die Wirklichkeit der Dinge von überlebtem Formelkram zu <lb/><lb/>  
 lösen, wird kaum auf die Idee kommen, daß ein zu Boden <lb/><lb/>  
 gedrücktes Weib im Weltplan der nächsten Jahrhunderte liege. <lb/><lb/>  
 Die Männer aber haben bislang für die Entfaltung ihrer <lb/><lb/>  
 Kräfte ungehindert freie Bahn gehabt, nichts hat sie darin <lb/><lb/>  
 gehemmt, am allerwenigsten zarte Rücksichtnahme auf das <lb/><lb/>  
 Weib. So darf angenommen werden, daß auch ihre verfüg- <lb/><lb/>  
 baren Mittel in Umlauf gesetzt seien, und was sich da des <lb/><lb/>  
 weiteren noch viel mehr entfalten sollte, als durch den Fort- <lb/><lb/>  
 schritt der Zeit ganz von selber kommt, ist nicht recht abzu- <lb/><lb/>  
 sehen. Wären größere Erfolge zu erreichen gewesen, sie <lb/><lb/>  
 würden ohne die mindesten Gewissenszweifel zutage gefördert <lb/><lb/>  
 worden sein, auch um den Preis noch größerer Rücksichts- <lb/><lb/>  
 losigkeit. Der Wettbewerb der Frauen wird dem Ganzen <lb/><lb/>  
 nicht dadurch dienen, daß er auf der Männer Seite neue <lb/><lb/>  
 Titanen zeitigt, sondern daß er dort die Schwächlinge offen- <lb/><lb/>  
 bart und mit der eigenen unverbrauchten Kraft an deren <lb/><lb/>  
 Stelle rückt. Denn bei den Frauen liegen noch unange- <lb/><lb/>  
 wendete Kräfte, Reservefonds physischer, moralischer und in- <lb/><lb/>  
 tellektueller Art und unter den Jüngeren wächst ein Geschlecht <lb/><lb/>  
 heran, steht mitunter schon auf den Füßen, dem die Erkennt- <lb/><lb/>  
 nis und die Not zu gleichen Teilen die Entschlossenheit geben <lb/><lb/>  
 werden, sie aus der Haft zu befreien und für die Welt nutz- <lb/><lb/>  
 bar zu machen. <lb/>

„Die Natur hat die Frau unter den Schutz des Mannes <lb/><lb/>  
 gestellt." Auch dies bei näherer Besichtigung nichts weiter <lb/><lb/>  
 als eine der Redensarten, wie sie im Schwange gehen, die <lb/><lb/>  
 einem gelegentlich an den Kopf geworfen werden, gedankenlos <lb/><lb/>  
 und unbesonnen, aber mit um so namhafterer Sicherheit, als <lb/><lb/>  
 unanfechtbares Dogma. Die Gesellschaft in ihrer einträchtigen <lb/><lb/>  
 Heuchelei hat derartige Glaubenssätze an vielen Orten nötig; <lb/><lb/>  
 hier braucht sie ihn, um der nackten Thatsache von der Hörig- <lb/><lb/>  
 keit der Frau ein schamvoll-humanes Röckchen anzuziehen. <lb/><lb/>  
 Aber wenn sich die Herrschaften, die dergleichen in den Mund <lb/><lb/>  
 nehmen, doch nur vorher in etwas klar machen wollten, wie <lb/><lb/>  
 außerordentlich mißlich es ist und bleibt, aus unserer ge- <lb/><lb/>  
 sellschaftlichen Verfassung heraus sich auf die Natur zu berufen. <lb/>

Die Frau unter dem natürlichen Schutz des Mannes! <lb/><lb/>  
 Und der Trunkenbold, der als letzte Tagesarbeit seinem armen <lb/><lb/>  
 Weibe, das sich vielleicht bloß zwischen ihn und die Kinder <lb/><lb/>  
 wirft, die Knochen halb entzwei schlägt? Am Ende prügelt <lb/><lb/>  
 er sie aus Prinzip, weil diese Kreuzträgerin in unerlaubtem <lb/><lb/>  
 Wettbewerb, als sein Konkurrent, tagsüber in der Fabrik sich <lb/><lb/>  
 todmüde geschafft und dadurch den Anspruch auf seine natür- <lb/><lb/>  
 liche Rücksicht verwirkt hat? Und alle jene Schwurgerichts- <lb/><lb/>  
 verhandlungen bei geschlossenen Thüren, mit ihren unzähligen <lb/>

Verurteilungen? Und der damit verwandte fürchterliche Mo- <lb/><lb/>  
 lochdienst, über den die Enthüllungen vor einigen Jahren die <lb/><lb/>  
 englischen Zeitungen füllten? Der Prozeß Heinze mit seinen <lb/><lb/>  
 entsetzlichen Aufschlüssen? Und jene endlosen Scharen, jene <lb/><lb/>  
 Heerzüge von Unglücklichen, von Hagar bis zu Gretchen, den <lb/><lb/>  
 beiden Typen dieser jammervollen Genossenschaft, die erst ge- <lb/><lb/>  
 liebt und dann in Schuld und Not allein gelassen worden, <lb/><lb/>  
 mit dem Satanswort vielleicht: „sie ist die erste nicht!" <lb/><lb/>  
 Ja wohl, die erste nicht und nicht die letzte! Von Schlimmerem <lb/><lb/>  
 und Schlimmstem, das mit dieser unaufhörlichen, grauen- <lb/><lb/>  
 haften Opferung zusammenhängt, nicht noch einmal zu reden. <lb/>

Es ist entschieden manchmal philosophischer, wenn man <lb/><lb/>  
 gewisse Dinge lieber nicht ausspricht. Der Satz von dem <lb/><lb/>  
 Schutz des Mannes, unter den die Natur selbst das Weib <lb/><lb/>  
 gestellt habe, gehört dazu. Wagt man es dennoch, so muß <lb/><lb/>  
 man eben auch gewärtigen, daß einem die Kehrseite der Me- <lb/><lb/>  
 daille vorgehalten wird. Die Kehrseite dieser Medaille aber <lb/><lb/>  
 trägt unselige Schrift. <lb/>

Die Motive, welche den Frauen für ihr Verlangen, vor <lb/><lb/>  
 allem zum Studium der Medizin zugelassen zu werden, die <lb/><lb/>  
 hauptsächlich maßgebenden sind, setzen sich mehrfach zusammen. <lb/><lb/>  
 Erstens glauben die Frauen in der That, daß ihre spezielle <lb/><lb/>  
 Veranlangung dafür eine über allen Zweifel erhabene sei; <lb/><lb/>  
 zweitens halten sie die Forderung des weiblichen Arztes für <lb/><lb/>  
 die weibliche Hälfte der Menschheit aus Gründen der Ge- <lb/><lb/>  
 sittung und Humanität für durchaus berechtigt und an <lb/><lb/>  
 der Zeit; und drittens sind sie überzeugt, im ärztlichen Beruf <lb/><lb/>  
 an Leben und Gesundheit zumal des eigenen Geschlechts viel <lb/><lb/>  
 Gutes und Behilfliches thun zu können. Faßt man diese <lb/><lb/>  
 dreigliederige Begründung näher ins Auge, so ist zu dem <lb/><lb/>  
 ersten Glied derselben freilich sofort zu bemerken, daß, so un- <lb/><lb/>  
 zweifelhaft es den Frauen auch erscheinen mag, seine That- <lb/><lb/>  
 sächlichkeit doch nicht ohne Einschränkung zugegeben zu werden <lb/><lb/>  
 braucht. <lb/>

Es giebt Menschen, die gebildet genug sind, um un- <lb/><lb/>  
 befangen zu bekennen: „ich verstehe nichts von Astronomie, <lb/><lb/>  
 oder von Elektrotechnik, oder auch von Musik", aber selbst <lb/><lb/>  
 Diogenes mit der Laterne würde nicht leicht einen entdecken, <lb/><lb/>  
 der ebenso freimütig eingestünde, in medizinischen Dingen zu <lb/><lb/>  
 den Unwissenden zu gehören. Die Sucht unserer Zeit aus <lb/><lb/>  
 allem gleich breite Bettelsuppen zu kochen, für jede kleine Be- <lb/><lb/>  
 sitzergreifung auf irgend welchem Gebiet so rasch als möglich <lb/><lb/>  
 die ganze Nation zum bewundernden Zeugen aufzurufen, und <lb/><lb/>

dadurch das Begriffsvermögen der Menge mit manchmal noch <lb/><lb/>  
 sehr unentwirrten Problemen zu belasten, von der die Ver- <lb/><lb/>  
 treter der wissenschaftlichen Medizin für ihr Teil keineswegs <lb/><lb/>  
 freizusprechen sind; dazu unser neuestes Schoßkind und Völker- <lb/><lb/>  
 übel die Hygiene, in deren unfehlbarem Namen nächstens <lb/><lb/>  
 jeder Schulbube Protest einlegt, wenn er sich um ein paar <lb/><lb/>  
 Kubikmeter der ihm von dieser unermüdlichen Gesetzemacherin <lb/><lb/>  
 zuerkannten Luft, oder um einen halben Sonnenstrahl be- <lb/><lb/>  
 nachteiligt glaubt, dies alles miteinander trägt wohl mit Schuld <lb/><lb/>  
 daran. <lb/>

Und daneben hat bekanntlich ein jeder noch am eigenen <lb/><lb/>  
 Leib ein stets bereites Versuchsobjekt für private Gesundheits- <lb/><lb/>  
 lehre, Diagnose und Therapie, zu welch letzterer ihm die <lb/><lb/>  
 Hilfsmittel aus der Oeffentlichkeit ebenfalls massenhaft ange- <lb/><lb/>  
 priesen und zugänglich gemacht werden. Was Wunder wenn <lb/><lb/>  
 da, bei dem einerseits so natürlichen und andererseits so von <lb/><lb/>  
 allen Seiten angeregten und wacherhaltenen Interesse für die <lb/><lb/>  
 Wissenschaft vom gesunden und kranken Menschen, auch die <lb/><lb/>  
 Meinung von einer besonderen persönlichen Begabung dafür <lb/><lb/>  
 anfängt in vielen Köpfen zu spuken. Und was Wunder, <lb/><lb/>  
 wenn die Frauen, die als die hauptsächlichsten Krankenpflege- <lb/><lb/>  
 rinnen der ganzen Welt zu diesen Dingen schon von amts- <lb/><lb/>  
 wegen herangezogen werden, dabei im Vordertreffen stehen. <lb/>

Nur beruht in hundert Fällen die Sache auch bei ihnen auf <lb/><lb/>  
 Aberglauben. Man muß da hineingesehen haben. Nicht ein- <lb/><lb/>  
 mal auf ihrem ureigensten Grund und Boden, der häuslichen <lb/><lb/>  
 Gesundheitspflege und Krankenwartung, wäre allen die Note <lb/><lb/>  
 „genügend" auszustellen. Es giebt ihrer gar nicht wenige, <lb/><lb/>  
 die in dem, was dazu gehört, von Natur schwächere Veran- <lb/><lb/>  
 lagung zeigen als der nächste beste Mann. Mütter, die ein <lb/><lb/>  
 Viertel- oder Halbduzend Kinder aufziehen, sich dieser Aus- <lb/><lb/>  
 gabe mit Treue und gutem Willen widmen, und die es doch <lb/><lb/>  
 nie soweit bringen können, vem Geheimnis einer vernünftigen <lb/><lb/>  
 Ernährungsweise ihrer Sprößlinge, oder einer den jeweiligen <lb/>

S. Binder, Weibliche Aerzte. <lb/> 3<lb/>

Witterungsverhältnissen entsprechenden Kleidung derselben de- <lb/><lb/>  
 finitiv auf die Spur zu kommen, die weder imstande sind, <lb/><lb/>  
 eine kindliche Verdauungsstörung nach Ursache und Wirkung <lb/><lb/>  
 so zu beurteilen, daß der gleiche Fehler nicht immer und<lb/><lb/>  
 ewig wieder gemacht werde, noch ein wundgefallenes Knie<lb/><lb/>  
 oder Schienbein so sachgemäß zu verbinden, daß der Verband <lb/><lb/>  
 auch nur einen Tag lang ordentlich festhält. <lb/>

Von der Kunstthätigkeit junger Damen im Kranken- <lb/><lb/>  
 zimmer gar nicht zu reden. Was einem an Zufallswirtschaft <lb/><lb/>  
 gelegentlich da vorgewiesen wird, kann völlig interessant sein. <lb/><lb/>  
 Die Unordnung: schief hängende Bilder und schiefgezogene <lb/><lb/>  
 Rouleaux, halboffene Schränke und hälftig herausgezogene <lb/><lb/>  
 Schubfächer, für fiebermatte Augen eine solche Pein; die <lb/><lb/>  
 Zeitlosigkeit, die mit der Arznei, oder der Suppe, oder dem <lb/><lb/>  
 Priesnitz-Umschlag immer eine Viertelstunde zu früh, oder, <lb/><lb/>  
 was noch häufiger, eine halbe zu spät kommt; die Ungeschick- <lb/><lb/>  
 lichkeit, die auch am fünften oder sechsten Tag noch nicht <lb/><lb/>  
 weiß, wie dem Leidenden die Kissen zu legen sind, oder wie <lb/><lb/>  
 es angegriffen werden muß, um seinem Wein den angemessenen <lb/><lb/>  
 Wärmegrad beizubringen; die Vergeßlichkeit, die dreimal mit <lb/><lb/>  
 der Thür des Krankenzimmers klappert, weil bei dem Abend- <lb/><lb/>  
 essen des Patienten erst die Serviette fehlt, dann das Salz- <lb/><lb/>  
 faß und schließlich der Compotlöffel. Anderer Mängel mehr <lb/><lb/>  
 sittlicher Natur, der Bequemlichkeit und Selbstsucht, der un- <lb/><lb/>  
 begründeten Aeußerungen von übler Laune und Ungeduld, <lb/><lb/>  
 auch dem Hilflosen gegenüber, nicht zu erwähnen. Das sind <lb/><lb/>  
 lauter Dinge, die vorkommen. Der wahrheitsgetreue Bericht- <lb/><lb/>  
 erstatter hat auch sie beim Namen zu nennen. Er kann dies <lb/><lb/>  
 um so unbefangener, als jedem bösen Beispiel hier mindestens <lb/><lb/>  
 fünf gute und zum Teil vortreffliche entgegengesetzt werden können. <lb/>

Gegen die Zulassung der Frauen zum medizinischen <lb/><lb/>  
 Studium beweisen sie selbstverständlich nichts, wohl aber thun <lb/><lb/>  
 sie dar, daß, wenn unter ihnen diejenigen nicht gar zu selten <lb/><lb/>  
 sind, die für das, was auf ihren bisherigen Leistungsgebieten <lb/><lb/>  
 sich am nächsten mit dem ärztlichen Beruf berührt, wenig <lb/><lb/>  
 oder kein Talent besitzen, auch die Zahl derer, die für diesen <lb/><lb/>  
 Beruf selbst tauglich mären, im ganzen vielleicht doch geringer <lb/><lb/>  
 sein dürfte, als im Eifer für die Sache bisher an manchen Orten <lb/><lb/>  
 angenommen wurde. Ebenso wird die Frage, ob unter den <lb/><lb/>  
 Frauen, die wissenschaftlicher Ausbildung fähig sind, ein größerer <lb/><lb/>  
 Prozentsatz sich finde, die hervorragende Veranlagung für die <lb/><lb/>  
 Medizin zeigen, als unter der gleichen Anzahl studierender <lb/><lb/>  
 Männer, theoretisch nicht entschieden werden können. Aber <lb/><lb/>  
 sie führt weiter zu der zweiten: auf welche seiner spezifischen <lb/><lb/>  
 Eigenschaften stützt das weibliche Geschlecht die Annahme, ge- <lb/><lb/>  
 rade für das Studium und die Ausübung der Heilkunde be- <lb/><lb/>  
 sondere Befähigung zu besitzen; und von da naturgemäß zu <lb/><lb/>  
 der dritten: welcher Eigenschaften bedarf ein Individuum <lb/><lb/>  
 überhaupt, um ein guter Arzt zu sein? Und zwar muß diese <lb/><lb/>  
 dritte Frage vor der zweiten in Erwägung genommen werden. <lb/>

Legt man sie einem kleinern oder größern Kreis von <lb/><lb/>  
 Menschen vor, so wird man finden, daß ihre Beantwortung <lb/><lb/>  
 allen verhältnismäßig rasch von der Zunge springt. Jeder- <lb/><lb/>  
 mann scheint über diese Materie schon nachgedacht zu haben. <lb/><lb/>  
 Denn der Glücklichen sind wenige, die nach der Richtung <lb/><lb/>  
 ohne persönliche Erfahrung durchs Leben gehen. Den meisten <lb/><lb/>  
 unter uns ist die Gelegenheit dazu, sei es um eigener oder <lb/><lb/>  
 fremder Leiden willen, reichlich genug geboten. In den Einzel- <lb/><lb/>  
 urteilen zeigt sich häufig ein geradezu verblüffender Egoismus. <lb/><lb/>  
 Kein Anspruch an Intelligenz, Gemüt und Geschicklichkeit des <lb/><lb/>  
 Arztes, der nicht ohne weiteres erhoben würde; es scheint, <lb/><lb/>  
 als ob die Schranken menschlicher Unzulänglichkeit, die uns <lb/><lb/>  
 alle bannen, nur für ihn nicht vorhanden sein dürften. Auf <lb/><lb/>  
 der andern Seite liegt darin freilich auch ein beinahe rühren- <lb/><lb/>  
 des Eingeständnis unendlicher Hilfsbedürftigkeit und unge- <lb/><lb/>  
 messenen Vertrauens. Von individueller Färbung sind diese <lb/><lb/>  
 Urteile in der Regel nicht freizusprechen; die Art der Krank- <lb/><lb/>  
 heit, mit der die Betreffenden an sich oder andern vielleicht <lb/><lb/>

just beschäftigt sind; das Maß der Zufriedenheit mit dem <lb/><lb/>  
 jeweiligen Arzt spiegeln sich deutlich darin wieder. Vergleicht <lb/><lb/>  
 man sie aber untereinander, so stimmen in den hauptsächlichsten <lb/><lb/>  
 Punkten doch alle überein, und man wird nicht fehlgehen, <lb/><lb/>  
 wenn man sagt, daß der Begriff des guten Arztes im all- <lb/><lb/>  
 gemeinen zu den festgestellten gehöre. <lb/>

Auf der Dreieinheit von Wissen, Lieben und Können be- <lb/><lb/>  
 ruht auch hier vollkommenes Leben. <lb/>

Ein guter Arzt muß in erster Linie etwas Tüchtiges ge- <lb/><lb/>  
 lernt haben, er muß ein reiches Maß der seine Wissenschaft <lb/><lb/>  
 umfassenden Kenntnisse besitzen, aber wirklicher Kenntnisse, <lb/><lb/>  
 nicht bloßer Gedächtnisdinge, die für das Staatsexamen in <lb/><lb/>  
 kurzer und auf kurze Zeit zusammengerafft worden sind; er <lb/><lb/>  
 muß im stände sein, innerhalb der Weiterentwicklung seines <lb/><lb/>  
 Faches mit eigenem Urteil sich zurechtzufinden. Philosophischer <lb/><lb/>  
 Schulung sollte er nicht ganz entbehren, und zwar einer etwas <lb/><lb/>  
 eingehenderen als ihm seinerzeit die Prima des Gymnasiums <lb/><lb/>  
 vermittelte. Nicht sowohl um der Gefahr einseitiger Fach- <lb/><lb/>  
 ausbildung damit entgegenzuwirken, was bei der so ganz an- <lb/><lb/>  
 ders gearteten und in ganz anderer Methode sich bewegenden <lb/><lb/>  
 Philosophie doch zweifelhaft bleiben könnte, sondern weil die <lb/><lb/>  
 Fähigkeit, sich klare Vorstellungen zu bilden, das einzeln Er- <lb/><lb/>  
 kannte zum Ganzen zu ordnen und wiederum vom Ganzen <lb/><lb/>  
 aus das Einzelne zu begreifen, auch in verwickelteren Fällen <lb/><lb/>  
 das Verhältnis von Ursache und Wirkung folgerichtig festzu- <lb/><lb/>  
 stellen, die für Diagnose und Verordnung von gleich großem <lb/><lb/>  
 Wert sein kann, an ihrer Hand am leichtesten vertieft und zur <lb/><lb/>  
 Vollkommenheit herangezogen wird. <lb/>

Der enge Zusammenhang von Leiblichem und Geistigem <lb/><lb/>  
 erfordert ferner, daß der gute Arzt ein nicht ungeübter Psycho- <lb/><lb/>  
 loge sei. Er muß Kunde haben von den Gesetzen mensch- <lb/><lb/>  
 lichen Seelenlebens; er muß fähig sein, auch die gemütliche <lb/><lb/>  
 und sittliche Beschaffenheit der ihm Anvertrauten in den Kreis <lb/><lb/>  
 seiner Beobachtung zu ziehen, und wenn die Umstände es ge- <lb/><lb/>  
 bieten darauf einzuwirken. Darum sind auch die Ansprüche, <lb/><lb/>  
 die an seine allgemeine Bildung erhoben werden müssen, <lb/><lb/>  
 keineswegs geringe. Nichts Menschliches soll ihm fremd sein; <lb/><lb/>  
 und wenn er auf der einen Seite der Anschauungsweise der <lb/><lb/>  
 Geringeren Rechnung zu tragen vermag, so sollte er auf der <lb/><lb/>  
 andern auch der Ideen- und Jnteressenwelt der Besterzogenen <lb/><lb/>  
 aus seinem eigenen Bewußtsein heraus mit Verständnis gegen- <lb/><lb/>  
 über stehen. <lb/>

In keinem Beruf aber, der auf wissenschaftlicher Aus- <lb/><lb/>  
 bildung fußt, hat das Wissen so unmittelbar in Können sich <lb/><lb/>  
 umzusetzen, als im ärztlichen. Der gute Arzt muß deshalb <lb/><lb/>  
 ganz entschieden zugleich ein praktischer Mensch sein. Von<lb/>  
 den äußern und innern Eigenschaften, die einem dazu ver-<lb/>  
 helfen, sollte er die unumgänglichsten auf jeden Fall besitzen.<lb/>  
 Das scharfe und geübte Auge, den sichern Blick, der Wesent-<lb/>  
 liches und Unwesentliches leicht scheidet, ein feines Ohr, die<lb/>  
 feste, zur Fertigkeit herangebildete, aber linde Hand. Daneben<lb/>  
 die Gabe des raschen Urteils, jene Sammlung des Geistes,<lb/>  
 die auch im kritischen Augenblick ihrer selbst gewiß ist, ein<lb/>  
 gutes und williges Gedächtnis, jene Sorte von disziplinierter<lb/>  
 Phantasie, die nicht spielt und nicht rät, sondern sich besinnt.<lb/>  
 Wie schätzbar es sein kann, wenn der Arzt auch Dinge des<lb/>  
 praktischen Lebens, die nicht unmittelbar in seiner Bahn liegen,<lb/>  
 seiner Beachtung wert hält, wenn z. B. die edle Kunst des<lb/>  
 Kochens kein unbekanntes Land für ihn ist, weiß nur der zu<lb/>  
 würdigen, der den weisen Rat eines also Erleuchteten in sub-<lb/>  
 tilem Fall sich schon zu nutze machen durfte.

Und doch, Wissen und Können thun's nicht allein. Schlägt<lb/>  
 man den kleinen Brockhaus nach, so findet man zum Worte<lb/>  
 Arzt folgende Erklärung: „ein Mann, welcher sich ausschließ-<lb/>  
 lich dem Heilen der Kranken widmet". Wie nahe diese<lb/>  
 überaus kühne Definition der Wirklichkeit kommt, darüber<lb/>  
 können die Ansichten auseinandergehen. Es giebt arme Skep-<lb/>  
 tiker unter uns, die fest behaupten, daß hier ein Druckfehler<lb/>  
 vorliege, und daß im Manuskript hinter dem Wort „aus- <lb/><lb/>  
 schließlich" die Worte „aber erfolglos" jedenfalls ursprünglich <lb/><lb/>  
 gestanden haben müßten. Lassen wir's dahingestellt. Den <lb/><lb/>  
 stärksten Pessimismus in Bezug auf ihre Kunst findet man <lb/><lb/>  
 freilich unter den Heilkünstlern selbst, und „wir besitzen über- <lb/><lb/>  
 haupt kein einziges Heilmittel, wir können nicht einmal einen <lb/><lb/>  
 Schnupfen kurieren", sind öffentlich gesprochene Worte aus <lb/><lb/>  
 ärztlichem Mund. Aber so schlimm sieht es ja, Gott sei Dank, <lb/><lb/>  
 doch nicht aus. <lb/>

Der Wahrnehmung kann allerdings auch der zutrauens- <lb/><lb/>  
 vollste Laie sich nicht mehr verschließen, daß so entschiedene <lb/><lb/>  
 Fortschritte bezüglich der Erforschung von Krankheitserregern, <lb/><lb/>  
 der Untersuchung und Feststellung von krankhaften Verän- <lb/><lb/>  
 derungen am menschlichen Körper auch gemacht worden sind, <lb/><lb/>  
 die Ausbildung der Therapie damit nicht gleichen Schritt ge- <lb/><lb/>  
 halten hat. Man hat etliche der unverschämtesten Bazillen <lb/><lb/>  
 gezwungen, sich unter der Linse des Mikroskops der Beobach- <lb/><lb/>  
 tung zu stellen, über einige weitere denselben Sieg für die <lb/><lb/>  
 Zukunft wenigstens einstweilen verkündigt; man studiert die <lb/><lb/>  
 Lebensbedingungen der Gefundenen nach allen Richtungen, <lb/><lb/>  
 Legionen von Mäusen und Fröschen, den geduldigen Blut- <lb/><lb/>  
 zeugen wissenschaftlicher Mutmaßung, werden den betreffenden <lb/><lb/>  
 Versuchen geopfert. Für die leidende Menschheit jedoch ist <lb/><lb/>  
 bis jetzt nicht allzuviel Greifbares dabei herausgekommen. <lb/><lb/>  
 Die Krankheiten sind neu in Klassen eingeteilt, und mittels <lb/><lb/>  
 einigen Streckens und Zwängens gelingt es dem Arzt ge- <lb/><lb/>  
 wöhnlich, auch die minder durchsichtigen Fälle in dem Pro- <lb/><lb/>  
 krustesbett irgend einer Krankheitsschablone unterzubringen, <lb/><lb/>  
 aber auf die Frage des Kranken: „werde ich geheilt, und <lb/><lb/>  
 wie werde ich geheilt?" ist die Antwort meist nicht so prompt <lb/><lb/>  
 bei der Hand. <lb/>

Der moderne Arzt, mit Ausnahme mancher jüngern, die <lb/><lb/>  
 oft Vielthuer sind und sich freuen, möglichst Umfassendes von <lb/><lb/>  
 ihrer Schulweisheit auf einmal an den Mann zu bringen, ist <lb/><lb/>

in der Regel ein behutsamer Verordner. Am liebsten hilft <lb/><lb/>  
 er sich mit diätetischen Vorschriften, einer leichten Kaltwasser- <lb/><lb/>  
 behandlung, etwas Massage oder ähnlichem; giebt er einmal <lb/><lb/>  
 ein Rezept, so bekommt der Hilfesuchende wohl auch die An- <lb/><lb/>  
 deutung mit auf den Weg, daß jetzt ein Experiment mit ihm <lb/><lb/>  
 verunstaltet werde. Die Mittel dazu sind ja nur allzu reich- <lb/><lb/>  
 lich vorhanden. Wie die Pilze schießen sie aus der Erde, <lb/><lb/>  
 gestern bis an die Sterne erhoben und als unfehlbar aus- <lb/><lb/>  
 gerufen, heute leidenschaftlich umstritten, morgen in den Kehricht <lb/><lb/>  
 geworfen und verlästert. Der Arzt ist seiner leitenden Stelle <lb/><lb/>  
 bei den betreffenden Versuchen manchmal noch früher über- <lb/><lb/>  
 drüssig als der gläubige Versuchspudel von Patient, und wo <lb/><lb/>  
 nicht ganz berechenbare alte Diener, Chinin, Jod, irgend ein <lb/><lb/>  
 Opiat rc. unzweifelhaft angezeigt erscheinen, begnügt man sich <lb/><lb/>  
 damit, die Natur aufmerksam im Auge zu behalten und auf <lb/><lb/>  
 die Rückbildung des krankhaften Zustandes durch den Organis- <lb/><lb/>  
 mus selbst zu hoffen. <lb/>

„Das alles mag recht gut passen aus die innere Medizin," <lb/><lb/>  
 wirft einer ein, „aber die Chirurgie? Mit ihren riesenhaften <lb/><lb/>  
 Fortschritten und großartigen Erfolgen?" <lb/>

Die Chirurgie allerdings. Die überzahlt die Hilfsmittel, <lb/><lb/>  
 die -ihr aus andern Künsten und Gewerben in immer vor- <lb/><lb/>  
 züglicherer Beschaffenheit zur Hand geliefert werden, klopft <lb/><lb/>  
 mit vergnügtem Lachen auf ihre wohlgefüllte Jnstrumenten- <lb/><lb/>  
 tasche, sieht sich in ihren prachtvollen Operationssälen um und <lb/><lb/>  
 sagt: „wir können's!" Und in der That sie kann viel und <lb/><lb/>  
 wagt nicht wenig. Seitdem ihr vollends durch die hochzu- <lb/><lb/>  
 preisende Antiseptik die Reinlichkeit glaubwürdig gemacht und <lb/><lb/>  
 aufgezwungen wurde, verrichtet sie Dinge, die man vorher <lb/><lb/>  
 nicht für möglich gehalten hätte. Aber die ehrlichen unter <lb/><lb/>  
 ihren Vertretern verhehlen nicht, daß auch sie Klippen bietet, <lb/><lb/>  
 die nicht umschifft werden können, daß auch ihr die Grenzen <lb/><lb/>  
 gesteckt sind, viel enger zuweilen, als die beifallslustige und <lb/><lb/>  
 gruselsüchtige Menge annehmen möchte. Auch ihr Sieges- <lb/><lb/>  
 wagen geht durch Irrtümer und über Leichen. Man erfährt, <lb/><lb/>  
 daß beispiellos kühne Operationen unternommen worden und <lb/><lb/>  
 geglückt seien, aber wie der arme zersägte und zerstückle Mensch <lb/><lb/>  
 nachher weiter lebte, erfährt man selten. Noch weniger, in <lb/><lb/>  
 wie vielen der wirklich schweren Fälle der ganze sogenannte <lb/><lb/>  
 Erfolg oft nur darin bestand, daß durch ein großes Schrecknis <lb/><lb/>  
 und unter veränderten Qualen einem elenden Dasein die Er- <lb/><lb/>  
 lösungsstunde um ein paar jammervolle Tage, Wochen oder <lb/><lb/>  
 Monate hinausgerückt wurde. <lb/>

Wissen und Können thun's wirklich nicht allein, auch <lb/><lb/>  
 hier nicht. Und zwar nicht nur, weil sie eben an sich Stück- <lb/><lb/>  
 werk sind, selbst dort, wo sie unmittelbare Erfolge aufzuweisen <lb/><lb/>  
 haben. Der gute Arzt weiß, daß er überall, wo er in voller <lb/><lb/>  
 Ersprießlichkeit wirken will, ein Drittes mitzubringen hat, <lb/><lb/>  
 etwas von jenem Ausfluß gottähnlichen Menschentums, den <lb/><lb/>  
 das Wort Liebe in sich schließt. <lb/>

In der Ueberlieferung unzähliger Familien, im Bewußt- <lb/><lb/>  
 sein von Tausenden einzelner lebt, sei's in Erinnerung oder <lb/><lb/>  
 Gegenwart, die Persönlichkeit irgend eines Arztes, an dem <lb/><lb/>  
 alle mit dem höchsten Vertrauen und unauslöschlicher Dankbar- <lb/><lb/>  
 keit hängen. Forscht man aber nach, wie das so gekommen, <lb/><lb/>  
 so wird hundertmal nicht von glänzender Erweisung geistiger <lb/><lb/>  
 Kraft, nicht von einem Heldentum rettender Thaten die Rede <lb/><lb/>  
 sein, sondern davon, daß der Mann denen, die ihn also wert <lb/><lb/>  
 hielten, vor allem auch als ein guter Mensch bekannt geworden <lb/><lb/>  
 war. Was man in erster Linie an ihm zu rühmen pflegt, ist <lb/><lb/>  
 die volle Hingabe seiner Gesinnung an die Forderungen des <lb/><lb/>  
 erwählten Berufs, die jederzeit willige Hilfsbereitschaft, die <lb/><lb/>  
 Geduld, die nicht in Gleichgültigkeit und Stumpfheit wurzelt, <lb/><lb/>  
 sondern in wohlwollendem Verstehen sremder Schwäche und <lb/><lb/>  
 Not, die Freundlichkeit, die nicht verschmäht, auch einmal ein <lb/><lb/>  
 tröstendes Wort zu sprechen, der gelassene Mut, der ermuntert, die <lb/><lb/>  
 feine Sitte,die vertraulich macht, die zuverlässige Verschwiegenheit. <lb/>

Wendet man nun die Frage wieder rückwärts und sieht <lb/><lb/>  
 zu, für welche von den aufgezühlten Attributen des guten <lb/><lb/>  
 Arztes die Frauen vermöge ihres eigentümlichen Gefüges <lb/><lb/>  
 etwa stärker, für welche schwächer veranlagt seien, so darf <lb/><lb/>  
 erfreulicherweise festgestellt werden, daß die Zahl der erstern <lb/><lb/>  
 sich jedenfalls höher beläuft als die der letztern. <lb/>

Den Fluch, daß die Frauen zu wissenschaftlicher Arbeit <lb/><lb/>  
 nicht brauchbar seien, hat im letzten Drittel des neunzehnten <lb/><lb/>  
 Jahrhunderts die Wissenschaft selbst von ihnen genommen. <lb/><lb/>  
 Dagegen also, daß unter ihnen solche sich finden, die mit dem <lb/><lb/>  
 wissenschaftlichen Teil der Heilkunde fertig zu werden ver- <lb/><lb/>  
 möchten, ist nichts weiter zu erinnern. Derer, die für philo- <lb/><lb/>  
 sophische Dinge, sogar für Systeme, gar kein schlechtes Ver- <lb/><lb/>  
 ständnis beweisen, giebt es jetzt schon genug, und was Psycho- <lb/><lb/>  
 logie anbelangt, so sind sie, wenigstens in deren praktischer <lb/><lb/>  
 Anwendung, ohnehin obenauf. Nicht nur in jener Form frem- <lb/><lb/>  
 der Seelenerforschung, die man mit einem bösen Wort auch <lb/><lb/>  
 Klatsch benennen könnte, sondern ganz ernsthaft und nutzen- <lb/><lb/>  
 stistend in der leichten und treffsicheren Art, die Lichtweite einer <lb/><lb/>  
 menschlichen Erscheinung zu messen. Ihre Fähigkeit vollends, <lb/><lb/>  
 sich allgemeine Bildung anzueignen, unterliegt keinem Zweifel. <lb/><lb/>  
 Was einer großen Zahl unter ihnen mit den mangelhaften <lb/><lb/>  
 Hilfsmitteln, die ihnen seither fast allein zugänglich waren, <lb/><lb/>  
 darin bis heute gelang, ist ja bloß staunenswert. <lb/>

Eher wäre daran zu denken, daß einige der für das <lb/><lb/>  
 Können des Arztes notwendigen Dinge den Frauen vielleicht <lb/><lb/>  
 nicht fo mühelos zur Verfügung stünden. Die Sinne zwar <lb/><lb/>  
 lassen sie selten im Stich; Gesicht und Gehör sind bei ihnen <lb/><lb/>  
 durchaus nicht weniger gut ausgestattet als beim männlichen <lb/><lb/>  
 Geschlecht, die übrigen drei bei vielen der feinsten Ausbildung <lb/><lb/>  
 fähig. In Bezug auf Raschheit und Klarheit der sinnlichen <lb/><lb/>  
 Wahrnehmung werden darum die Frauen den Männern schwer- <lb/><lb/>  
 lich nachstehen. Auch ihre feinsingerigen, geschmeidigen und <lb/><lb/>  
 schmalen Hände, die doch in der Regel geschickt und häufig <lb/><lb/>  
 überraschend fest und ausdauernd zuzugreifen verstehen, wären, <lb/><lb/>  
 zumal in der Frauen- und Kinderbehandlung, ein kaum hoch <lb/><lb/>  
 genug anzuschlagender Vorteil. Ob die bestimmte Form von <lb/><lb/>  
 willigem Gedächtnis, wie der Arzt sie braucht, ein Geistes- <lb/><lb/>  
 oder Gemütsprodukt sei, ist zweifelhaft. Man kann sie zurück- <lb/><lb/>  
 führen einfach auf einen, auch nach dieser Richtung gut ge- <lb/><lb/>  
 fügten und gut arbeitenden Verstandesapparat; das Vermögen, <lb/><lb/>  
 schon einmal vorhanden gewesene Vorstellungen, früher Ge- <lb/><lb/>  
 hörtes und Gesehenes mit Leichtigkeit wieder in die Erinne- <lb/><lb/>  
 rung zu rufen oder gar nicht daraus entschwinden zu lassen, <lb/><lb/>  
 kann aber auch aus einem feingewöhnten Gewissen hergenom- <lb/><lb/>  
 men werden, das unter der Gewalt der Liebe steht. Vielleicht <lb/><lb/>  
 trifft beim Mann das erste öfter zu, bei der Frau das zweite; <lb/><lb/>  
 keinesfalls ist die letztere darin verkürzt. <lb/>

Daß die Frauen mit solchen Mitteln keine schlechten <lb/><lb/>  
 Diagnostiker abgäben, versteht sich von selbst. Auch die größere <lb/><lb/>  
 Lebhaftigkeit ihrer Phantasie würde sie hier unterstützen; schwerer <lb/><lb/>  
 möchte ihnen schon fallen, das Rößlein dieser Einbildungskraft <lb/><lb/>  
 gelegentlich vor allzuweitem Ausgreifen zu behüten. Keck in <lb/><lb/>  
 die Vorposten zu sprengen ist Frauensache. Und daß dicht <lb/><lb/>  
 daneben bei ihnen doch wieder die Zaghaftigkeit liegt, ein ge- <lb/><lb/>  
 wisser Mangel an Selbstvertrauen, daß diese beiden imstande <lb/><lb/>  
 sein könnten, der einen oder andern die verläßliche Gegenwart <lb/><lb/>  
 des Geistes, die kaltblütige Entschlossenheit, die unerschrockene <lb/><lb/>  
 Ruhe auch emmal da zu gefährden, wo sie über dieselben <lb/><lb/>  
 uneingeschränkt gebieten sollte, darf nicht vollkommen in Ab- <lb/><lb/>  
 rede gezogen werden. <lb/>

Eine vernunftgemäßere Erziehung würde daran natürlich <lb/><lb/>  
 sehr viel bessern. Bis jetzt hat man die armen Dinger aus <lb/><lb/>  
 thörichter Furcht, sie durch ein entschiedeneres Anfassen am <lb/><lb/>  
 Ende „unweiblich" zu machen, in derartigen Unzulänglich- <lb/><lb/>  
 keiten immer nur bestärkt. Von denen, die in Zukunft nicht <lb/><lb/>  
 mehr im Hinblick auf ein verschwommenes und schwankendes, <lb/><lb/>  
 sondern auf das feste Ziel einer bestimmten Berufsthätigkeit <lb/><lb/>  
 erzogen werden, wird davon sicher das meiste ganz von selbst <lb/><lb/>

abfallen. Und endlich, ihr Augenmerk auf speziell Praktisches <lb/><lb/>  
 zu lenken, Angelegenheiten des Haushalts, der Küche u. s. w. <lb/><lb/>  
 in verständnisvolle Erwägung zu nehmen, die einschlägigen <lb/><lb/>  
 Verhältnisse im einzelnen Fall deutlich zu überblicken, wie es <lb/><lb/>  
 in der Privatpraxis oft so geboten und förderlich wäre, vom <lb/><lb/>  
 männlichen Arzt aber nicht immer in entsprechender Weise <lb/><lb/>  
 geübt zu werden vermag, würde den weiblichen Doktoren wahr- <lb/><lb/>  
 scheinlich leicht genug von der Hand gehen. <lb/>

Ist es der Frau somit gegeben, sich mit dem Wissen und <lb/><lb/>  
 Können des ärztlichen Berufes auf zufriedenstellende Art ab- <lb/><lb/>  
 zufinden, so werden ihr die Forderungen der allgemeinen <lb/><lb/>  
 Menschenliebe, die ein guter ärztlicher Berufsarbeiter zu er- <lb/><lb/>  
 füllen hat, nicht größere Schwierigkeiten bereiten. Die vox <lb/><lb/>  
 xopuU, welche dem Weib, als der Vertreterin des Gefühls- <lb/><lb/>  
 lebens, auch die stärkste Liebeskraft zuschreibt, ist im Recht. <lb/><lb/>  
 Nicht in dem Sinn, als besäße nun jede einzelne ein Mono- <lb/><lb/>  
 pol daraus, als wäre sie durch ihre Geschlechtszugehörigkeit <lb/><lb/>  
 schon ein Held der Nächstenliebe. Keineswegs. Viel grau- <lb/><lb/>  
 samer Egoismus, mit allen seinen lächerlichen und schrecklichen <lb/><lb/>  
 Begleiterscheinungen, viel neidgeborene Hartherzigkeit läuft in <lb/><lb/>  
 Weiberkleidern, oft unter angenommenen leutseligen Gebärden <lb/><lb/>  
 auf der Welt umher. Das mißhandelte Stiefkind ist kein <lb/><lb/>  
 bloßes Scheinding des Märchens, die bittere, mißgönnende <lb/><lb/>  
 Schwiegermutter nicht eine bloße Erfindung der Sage. Die <lb/><lb/>  
 lieblose Gattin, die gewissenlose Mutter auch ihrer eigenen <lb/><lb/>  
 Kinder, die verknöcherte alte Jungfer, die unbarmherzige Herrin <lb/><lb/>  
 bestehen in Wirklichkeit. <lb/>

Aber wenn auch Hunderttausende nicht mitzureden würdig <lb/><lb/>  
 sind, wo es sich um Liebe und wahrhafte Liebesthätigkeit han- <lb/><lb/>  
 delt, das Geschlecht ist dennoch in der Sache Virtuos. Alles, <lb/><lb/>  
 was dem guten Arzt aus dem Grund eines menschlich ge- <lb/><lb/>  
 sinnten Herzens stießen muß, genießt innerhalb des weiblichen <lb/><lb/>  
 Seelenbaues Vorzugsrechte. Das Pflichtgefühl kann in einem <lb/><lb/>  
 normal geordneten Weibe unschwer und nachhaltig geweckt <lb/><lb/>  
 werden; Hilfsbereitwilligkeit, Opfermut, Geduld, Freundlich- <lb/><lb/>  
 keit, gute Sitte, sind echte Frauentugenden. „Auch die Ver- <lb/><lb/>  
 schwiegenheit?" fragt man und lacht. <lb/>

Gewöhnlich rechnet man sie nicht dazu; aber es gäbe ein <lb/><lb/>  
 langes und nicht leicht abzuschließendes Kapitel, wollte man <lb/><lb/>  
 untersuchen, ob diese treffliche Eigenschaft auf der Männer <lb/><lb/>  
 Seite im allgemeinen um soviel stärker gehandhabt werde. <lb/><lb/>  
 Wer zufällig in großen Handelsstädten gelebt hat, wo Nach- <lb/><lb/>  
 rede, Familien- und Stadtklatsch an der Börse erzeugt und <lb/><lb/>  
 von dort in Umlauf gesetzt werden, besitzt darüber mancherlei <lb/><lb/>  
 Erfahrungen. Nur sind sie leider sehr verneinender Art. Auch <lb/><lb/>  
 was an andern Orten auf dem Weg des Amtsgeheimnisses sich <lb/><lb/>  
 zu verbreiten pflegt, ist mitunter erstaunlich. Im übrigen soll <lb/> <lb/><lb/>  
 keinen Augenblick angestanden werden, unsern künftigen <lb/><lb/>  
 weiblichen Aerzten die treueste Verschwiegenheit zu empfehlen <lb/><lb/>  
 mit dem nachdrücklichen Hinweis darauf, daß, wer innerhalb <lb/><lb/>  
 des ärztlichen Berufes nicht fest entschlossen ist, diese edle <lb/><lb/>  
 Tugend jederzeit und bedingungslos zu üben, auf einwand- <lb/><lb/>  
 freie Ehrenhaftigkeit keinen vollen Anspruch mehr erheben kann. <lb/>

Haben die bisherigen Untersuchungen dargethan, daß wie <lb/><lb/>  
 unter den Männern so auch unter den Frauen immer nur <lb/><lb/>  
 eine beschränkte Zahl für den ärztlichen Beruf geeignet sein <lb/><lb/>  
 werde, so ist durch sie jedenfalls auch soviel klar geworden, <lb/><lb/>  
 daß die letztern durch ihr Frauentum an sich dabei nicht ge- <lb/><lb/>  
 hindert, vielmehr nach manchen Seiten wesentlich gefördert <lb/><lb/>  
 werden würden. <lb/>

Aber selbst wenn ihre Natur sich zu der Sache weniger <lb/><lb/>  
 günstig und entgegenkommend verhielte, der Ruf nach weib- <lb/><lb/>  
 lichen Aerzten müßte gehört werden. Er wird ja erhoben nicht <lb/><lb/>  
 nur um derer willen, denen dadurch neue, in geistiger und <lb/><lb/>  
 materieller Beziehung lohnendere Bahnen eröffnet werden sollen, <lb/><lb/>  
 sondern noch dringender, noch berechtigter von der großen Zahl <lb/><lb/>  
 solcher, die sich selbst und ihre Töchter, oder soweit es Männer <lb/><lb/>  
 sind, ihre Gattinnen davon befreien wollen, bei allen gesund- <lb/><lb/>  
 heitlichen Störungen ausschließlich auf männliche Beratung <lb/><lb/>  
 und Hilfe angewiesen zu sein, und sich dabei, je nach der Be- <lb/><lb/>  
 schaffenheit des Uebels, den peinlichsten Erörterungen und <lb/><lb/>  
 Manipulationen aussetzen zu müssen. <lb/>

So lange das Ammenmärchen von der geistigen Minder- <lb/><lb/>  
 wertigkeit des Geschlechts Ueberzeugungskrast besaß, war da- <lb/><lb/>  
 gegen nichts zu machen und die Frauen, die mit allen Mitteln <lb/><lb/>  
 der Unterdrückung gezwungen wurden, selbst daran zu glauben, <lb/><lb/>  
 mußten sich abfinden mit dem, was über sie verhängt ward, <lb/><lb/>  
 so gut sie vermochten, in Zorn oder Qual. Im Licht der <lb/><lb/>  
 befreienden Erkenntnis aber, das die neue Zeit auch in diese <lb/><lb/>  
 willkürlich verdunkelte Ecke wirft, kann dieses Muß nicht anders <lb/><lb/>  
 mehr bezeichnet werden als barbarisch. <lb/>

Auf der Schamhaftigkeit des Weibes beruht ein Teil <lb/><lb/>  
 unserer Sittlichkeit. Sie ist ihm angeboren, wird ihm aner- <lb/><lb/>  
 zogen, sie gilt für eine seiner unentbehrlichsten Tugenden, für <lb/><lb/>  
 einen seiner stärksten Reize; ihr sichtbarer Ausdruck, das Er- <lb/><lb/>  
 röten, wird besungen von den Dichtern aller Zeiten, wo sie <lb/><lb/>  
 fehlt, ist auch echte Weiblichkeit zu Ende. Ist es nun nicht <lb/><lb/>  
 vollständig absurd und grausam dazu, die kranke Frau, deren <lb/><lb/>  
 Empsindungsleben doch, wie das aller Leidenden, soviel als <lb/><lb/>  
 möglich zu schonen wäre, immer wieder vor die Notwendig- <lb/><lb/>  
 keit zu stellen, dem, was als ein Bestes und Edelstes an ihr <lb/> <lb/>  
 gepriesen wird, was sie selbst als solches erkennt und hegt, <lb/><lb/>  
 ins Angesicht zu schlagen, ihm erniedrigende Gewalt anzuthun? <lb/>

Auch von den erbostesten und frivolsten Frauengegnern <lb/><lb/>  
 hat bis jetzt noch keiner zu leugnen gewagt, daß dem Geschlecht <lb/><lb/>  
 damit etwas in der That Unleidliches, und von der unge- <lb/><lb/>  
 heuren Mehrzahl als unleidlich Empfundenes zugemutet wird; <lb/><lb/>  
 den Abgeordnetenkammern von Württemberg und Baden blieb <lb/><lb/>  
 es in den letzten zehn Monaten vorbehalten, je einen Mann <lb/><lb/>  
 zu stellen, der es unternahm, in öffentlicher Sitzung auch <lb/><lb/>  
 daran mit zweifelndem Wort zu rühren. Diesen Herren <lb/><lb/>  
 wäre zu sagen, daß sie damit an etwas herangetreten sind, <lb/><lb/>

wofür es unter den Männern überhaupt keine Sachverständigen <lb/><lb/>  
 giebt. Kaum unter den Aerzten. Ob und wie stark durch <lb/><lb/>  
 die betreffenden Verhältnisse das weibliche Schamgefühl be- <lb/><lb/>  
 leidigt werde, darüber entscheidet doch wohl allein die Frau. <lb/>

Die Frauen leisten in der Sache gewöhnlich, was sie <lb/><lb/>  
 können. Einem vertrauten Hausarzt gegenüber, dem sie zu <lb/><lb/>  
 Dank verpflichtet ist, thut gewiß jede alles, um auch in pein- <lb/><lb/>  
 licheren Fällen sich und ihm die gemeinsame Arbeit nicht zu <lb/><lb/>  
 erschweren dadurch, daß sie ihre Furcht oder Scheu unverhüllt <lb/><lb/>  
 zu tage treten läßt; was die Selbstbeherrschung sie im stillen <lb/><lb/>  
 dennoch kostet, braucht ja weder er noch sonst jemand zu <lb/><lb/>  
 wissen. Sie ist nach Kräften bemüht, die gleiche Selbstbe- <lb/><lb/>  
 herrschung auch bei Beratungen mit fremden Aerzten zu üben, <lb/><lb/>  
 und zuweilen gelingt ihr dies noch besser hier als dort. Jüngere <lb/><lb/>  
 Aerzte namentlich — die älteren wissen eher richtigen Bescheid <lb/><lb/>  
 — ziehen aus dieser scheinbaren Gelassenheit leicht den Schluß, <lb/><lb/>  
 daß sie auf innerem Gleichmut überhaupt beruhe und folgern <lb/><lb/>  
 daraus weiter, der ganze Lärm an sich sei übertrieben, und die <lb/><lb/>  
 Frauen nähmen die Sache gar nicht einmal schwer. Ihnen <lb/><lb/>  
 wäre zu raten, dieselbe ihrerseits lieber etwas weniger gering- <lb/><lb/>  
 fügig abzuschätzen, denn hinter den Coulissen sieht es anders aus. <lb/>

Alan muß den Verzweiflungsschrei gehört haben, mit <lb/><lb/>  
 dem zumal Personen jugendlichen Alters, seien es nun Ehe- <lb/><lb/>  
 frauen oder Mädchen, auf das erstmals gestellte Ansinnen <lb/><lb/>  
 antworten, sich in die Behandlung eines Unbekannten, vor <lb/><lb/>  
 allem eines Gynäkologen zu begeben, das leidenschaftliche „ich <lb/><lb/>  
 kann nicht!" das oft erst nach geraumer Zeit aufreibenden <lb/><lb/>  
 Kampfes, erst wenn die körperlichen Beschwerden unerträglich, <lb/><lb/>  
 oder die Familienrücksichten, um die es sich so oft handelt, <lb/><lb/>  
 unabweislich geworden sind, untergeht in einem bitteren „ich <lb/><lb/>  
 muß". Und wie häufig gewinnt das „ich kann nicht" die <lb/><lb/>  
 Oberhand. „Es ist eine schmerzliche, aber unwiderlegliche <lb/><lb/>  
 Thatsache," sagt Professor Dr. Hermann v. Meyer in Zürich, <lb/><lb/>  
 „daß eine unverhältnismäßig große Zahl von Frauen einem <lb/><lb/>  
 dauernden Siechtum verfällt, weil natürliche weibliche Scheu <lb/><lb/>  
 sie davon abhält, sich beizeiten an einen männlichen Arzt zu <lb/><lb/>  
 wenden. Die Frau als Arzt der Frau — sie könnte hier <lb/><lb/>  
 unberechenbaren Segen stiften." H <lb/>

Oder aber der Widerstand wird überwunden, die „Ver- <lb/><lb/>  
 nunft" bleibt Sieger, die Sache nimmt ihren Lauf. Der <lb/><lb/>  
 Gang zu dem mehr oder weniger berühmten Spezialisten wird <lb/><lb/>  
 angetreten. Bei dem, was die arme Frau ihm vorzutragen <lb/><lb/>  
 hat, handelt es sich möglicherweise um Anomalien, die in ihrer <lb/><lb/>  
 eigenen Körperbeschaffenheit gar nicht begründet, die nur des- <lb/><lb/>  
 halb erworben sind, weil sie gerade mit ihrem Mann in der <lb/><lb/>  
 Ehe lebt. Der Arzt beginnt mit seinen Fragen. Viele davon <lb/><lb/>  
 versteht sie kaum, sie müssen ihr erst gedeutet werden. Sie <lb/><lb/>  
 soll Aussagen machen über Dinge, Rechenschaft geben über <lb/><lb/>  
 Vorgänge, von denen sie bis jetzt gar nicht wußte, daß sie <lb/><lb/>  
 überhaupt in Worte zu fassen seien. Und nun steht mit <lb/><lb/>  
 dieser Forderung ein Mann vor ihr, den sie vielleicht in ihrem <lb/><lb/>  
 Leben zum erstenmal sieht. Er ist ja ernst und gütig, bis <lb/><lb/>  
 zu einem gewissen Grad ermißt er ihre Not und nimmt Rück- <lb/><lb/>  
 sicht; aber er darf sie nicht schonen, wenn er gewissenhaft <lb/><lb/>  
 sein will, muß er eindringen in das letzte Geheimnis ihres <lb/><lb/>  
 Lebens, in ihre verhülltesten Empfindungen. <lb/>

Und wenn die fürchterlichen Fragen endlich verstummen, <lb/><lb/>  
 kommt der Tragödie zweiter und dritter Teil: die Untersuchung <lb/><lb/>  
 und die Kur. Die Unglückliche hat Auge und Hand des <lb/><lb/>  
 Arztes zu dulden überall, wo er selbst es für geboten er- <lb/><lb/>  
 achtet; sie hat später sich der auf Grund seiner Diagnose ver- <lb/><lb/>  
 ordneten Behandlung zu unterziehen, auch wenn dabei Ver- <lb/><lb/>  
 richtungen notwendig sind, die ihr Leib und Seele an jedem <lb/><lb/>  
 Tag von neuem auf die Folter spannen. <lb/>

Und glücklich die, bei der das Martyrium wenigstens <lb/><lb/>  
 nicht umsonst getragen wird. Aber wie häufig ist auch dieses <lb/>

') „Die Frauen und der ärztliche Beruf." Gartenlaube 1890 <lb/><lb/>  
 Nr. 40.<lb/>

der Fall. Die Kunst des Arztes bleibt machtlos von vorn- <lb/><lb/>  
 herein, oder ein scheinbar geheiltes Uebel kehrt nach einiger <lb/><lb/>  
 Zeit zurück. Und damit beginnt das Schlimmste. Ist eine <lb/><lb/>  
 ausgesprochene Krankheit im Spiel, so ist dieselbe vielleicht an <lb/><lb/>  
 sich so ernst, daß nach weiterer Hilfe schon deshalb gesucht <lb/><lb/>  
 werden muß; oder aber es sind, wie in so vielen Fällen von <lb/><lb/>  
 Kinderlosigkeit, Familiengründe dafür maßgebend, kurz, das <lb/><lb/>  
 arme Opfer findet keine Ruhe mehr. Es wird herumgeschleppt <lb/><lb/>  
 von einem Spezialisten zum andern, immer wieder in andere <lb/><lb/>  
 Behandlungsweise genommen, immer wieder in fremde Männer- <lb/><lb/>  
 hände geliefert. <lb/>

„Ach," sagt eines, „das muß man nicht so tragisch <lb/><lb/>  
 nehmen; daran gewöhnt sie sich und stumpft sich ab." <lb/>

Freilich stumpft sie sich ab, das eben ist das Leidige. <lb/><lb/>  
 Denn die es thun, gewinnen nicht dabei. In Geschmacksachen <lb/><lb/>  
 ist niemand zu berechnen. Aber der Geschmack z. B., ein <lb/><lb/>  
 Mädchen zu heiraten, das nach jener Richtung abgestumpft <lb/><lb/>  
 wäre, oder gern eine derartige Gattin zu besitzen, dürfte nicht <lb/><lb/>  
 allzuweit verbreitet sein. So wenig als es irgendwem ein- <lb/><lb/>  
 fallen wird, ein Weib, das, was auch vorkommt, in diesem <lb/><lb/>  
 Stück sich vollkommener Kaltblütigkeit rühmte, um solche Er- <lb/><lb/>  
 weisung eines starken Geistes zu beneiden. Hören wir, was <lb/><lb/>  
 eine junge Frau, die längere Zeit in der Behandlung eines <lb/><lb/>  
 Frauenarztes stand, über dieses Kapitel zu sagen hat. Sie <lb/><lb/>  
 schreibt:') <lb/>

„Alles an der Sache war entsetzlich, der Entschluß und <lb/><lb/>  
 die Ausführung. Zuerst hatte ich immer nur meine Schwester <lb/><lb/>  
 um Rat gefragt und eine Hebamme, die mir empfohlen wurde; <lb/><lb/>  
 zwar wußten beide gar nichts, trotzdem die Schwester selbst <lb/><lb/>  
 vier Kinder hat, aber es waren doch Frauen. Vor einem <lb/><lb/>  
 Mann fürchtete ich mich namenlos. Und mein eigener armer <lb/><lb/>  
 Mann litt fast noch mehr unter dem Gedanken, mich von <lb/>

') Mit Erlaubnis der Schreiberin abgedruckt. <lb/><lb/>  
 einem solchen behandeln zu lassen, als ich. Wenn ich nicht <lb/><lb/>  
 schließlich, um ihm Mut zu machen, mich selbst mutig gestellt <lb/><lb/>  
 hätte, es wäre schwerlich je so weit gekommen. Endlich ent- <lb/><lb/>  
 schlossen wir uns doch dazu. Aber, wie gesagt, es war ent- <lb/><lb/>  
 setzlich von Anfang bis zu Ende. Und das Entsetzlichste von <lb/><lb/>  
 allem war, daß es wirklich so etwas gab, wie ein Sichdaran- <lb/><lb/>  
 gewöhnen. Es ist schier unglaublich, aber die ersten Sitzungen, <lb/><lb/>  
 als die furchtbare Aufregung sich über mich breitete fast <lb/><lb/>  
 wie eine Hülle, als ich meine ganze Selbstbeherrschung nötig <lb/><lb/>  
 hatte, um nicht fassungslos zu werden, als der Professor <lb/><lb/>  
 dies vielleicht begriff, waren verhältnismäßig noch leicht; <lb/><lb/>  
 aber als eine Gewohnheit daraus wurde, als ich die Dinge <lb/><lb/>  
 um mich her wieder klar und nicht mehr wie durch einen <lb/><lb/>  
 Nebel sah; als der Professor zuweilen auch anderes mit mir <lb/><lb/>  
 sprach, manchmal noch während er beschäftigt war, und ich <lb/><lb/>  
 ihm antworten mußte, als ich dadurch aus einem regungs- <lb/><lb/>  
 und willenlosen Gegenstand mich wieder in eine Persönlichkeit <lb/><lb/>  
 verwandelte, da habe ich am schwersten gelitten. Ich weiß <lb/><lb/>  
 nicht, ob Sie mich verstehen, aber solche, die schon ähnliches <lb/><lb/>  
 erlebt haben, würden mir gewiß nachfühlen. Ich dankte Gott, <lb/><lb/>  
 daß alles geschehen konnte, während meine Mutter allein bei <lb/><lb/>  
 mir war und mein Mann die große Reise machte, ich hätte <lb/><lb/>  
 nicht vermocht, ihm in die Augen zu sehen. <lb/>

Der Professor war ja engelsgut mit mir und so geschickt, <lb/><lb/>  
 wir vertrauten ihm in jeder Weise und sind ihm ewigen <lb/><lb/>  
 Dank schuldig. Aber wenn ich denke, daß ich noch einmal den- <lb/><lb/>  
 selben Entschluß fassen und noch einmal alles über mich ergehen <lb/><lb/>  
 lassen müßte, so sage ich: nie wieder und um keinen Preis! <lb/><lb/>  
 Und der Preis waren diesmal doch unsere lieben Kinder. <lb/><lb/>  
 Könnte man es denn nicht dahin bringen, daß Frauen Me- <lb/><lb/>  
 dizin studieren dürften und wir Aerztinnen bekämen, wenigstens <lb/><lb/>  
 für unsere speziellen Angelegenheiten? Es geht uns doch in <lb/><lb/>  
 diesem Stück unglaublich hart! Auf unser physisches Teil <lb/>

S. Binder, Weibliche Aerzte. <lb/> 4<lb/>  
 ist ohnehin so viel gefallen, muß, wenn wir leidend sind, <lb/><lb/>  
 immer auch gleich unsere ganze Seele mitgefoltert werden?" <lb/>

Die Schreiberin berührt flüchtig einen Punkt, der doch <lb/><lb/>  
 bedeutsam genug ist, um ihn stärker zu fixieren: den ausge- <lb/><lb/>  
 prägten Widerwillen so manches Ehemannes, seine Frau in <lb/><lb/>  
 der eben geschilderten Weise in den Händen des männlichen <lb/><lb/>  
 Arztes zu wissen. Nicht weil er diesem oder seinem Weibe <lb/><lb/>  
 mißtraut, nicht einmal weil er mit so besonderer Mitempfind- <lb/><lb/>  
 ung sich in die Seele des letzteren versetzt, sondern weil die <lb/><lb/>  
 Vorstellung ihn peinigt, daß er das, was bis jetzt sein alleiniges <lb/><lb/>  
 Eigentum gewesen, die Geheimnisse seiner Ehe, von nun an <lb/><lb/>  
 zu teilen hat mit einem Fremden. Bis zu einem gewissen <lb/><lb/>  
 Grad würde dies vielleicht auch zutreffen dem weiblichen Arzt <lb/><lb/>  
 gegenüber, aber gewiß nicht in demselben Maß. Daß hier, <lb/><lb/>  
 wenn er irgendwie feinfühlig geartet ist, der Mann vor allem <lb/><lb/>  
 den Mann ausschließen muß, liegt in der Natur der <lb/><lb/>  
 Dinge. <lb/>

Unter den Kurmitteln, die für eine bestimmte Reihe von <lb/><lb/>  
 Frauenkrankheiten neuerdings zur Anwendung kommen, gehört <lb/><lb/>  
 die gynäkologische Massage. Von einem Laien, dem schwedi- <lb/><lb/>  
 schen Major Thüre Brandt, erfunden, der außerordentliche Er- <lb/><lb/>  
 folge damit erzielt haben will und soll, fängt die Methode <lb/><lb/>  
 an, auch in Deutschland Boden zu gewinnen. Zunächst be- <lb/><lb/>  
 findet sie sich allerdings noch im Zustand grimmigen Um- <lb/><lb/>  
 strittenseins. Ihre Anhänger, darunter bedeutende Aerzte, <lb/><lb/>  
 rühmen ihr in gewissen, sonst schwer zu beseitigenden Leiden, <lb/><lb/>  
 fast absolute Heilkraft nach und weissagen ihr eine große Zu- <lb/><lb/>  
 kunft; die Gegner, unter denen Namen von hervorragendem <lb/><lb/>  
 Klang, bestreiten beides, erklären die Thüre Brandt'sche Er- <lb/><lb/>  
 findung vielmehr für wertlos, in ihrer Anwendung sogar für <lb/><lb/>  
 vielfach gefährlich. Namentlich aber behaupten sie, das damit <lb/><lb/>  
 verbundene Verfahren träte dem Schamgefühl des Weibes in <lb/><lb/>  
 einer derart unerhörten Weise zu nahe, daß schon von diesem <lb/><lb/>  
 Standpunkt aus die Einführung der Sache für unstatthaft <lb/>

erklärt werden müsse. Die Anhänger ihrerseits ziehen dieses <lb/><lb/>  
 wiederum in Abrede. <lb/>

Daß ein von Männern hierüber geführter Streit, bei <lb/><lb/>  
 dem die Stimme der Meistbeteiligten selbst, die doch wohl. <lb/><lb/>  
 als die erste zu vernehmen wäre, gar nicht einmal eingefordert <lb/><lb/>  
 wird, an sich schon unanständig ist, scheint niemand einzu- <lb/><lb/>  
 fallen. Aber es ist so bezeichnend für unsere Zustände nach <lb/><lb/>  
 der Richtung, daß der Dritte sich schon deshalb daran gau- <lb/><lb/>  
 dieren könnte. Und daß doch auch unter den Männern das <lb/><lb/>  
 Gefühl des an die Grenze Gekommenseins, des fernerhin <lb/><lb/>  
 völlig Unthunlichen auf diesem Gebiet endlich zum Durchbruch <lb/><lb/>  
 kommt, geht erfreulicherweise daraus hervor. <lb/>

Die gegen das Thüre Brandt'sche Verfahren gerichteten <lb/><lb/>  
 Anschuldigungen in Betreff der Schicklichkeit entbehren in der <lb/><lb/>  
 That der vollen Ursache nicht. Aus dem, was in Fach- <lb/><lb/>  
 schriften darüber zu lesen ist, was durch Rede und Gegenrede <lb/><lb/>  
 seiner Ankläger und Verteidiger an den Tag kommt, geht dies <lb/><lb/>  
 mit leidiger Deutlichkeit hervor. Schon daß Brandt selbst, <lb/><lb/>  
 eingestandenermaßen, eben darum es für rötlich hält, nie an- <lb/><lb/>  
 ders als vor Zeugen zu operieren, daß die Manipulationen <lb/><lb/>  
 in der Regel nur unter Beihilfe eines Assistenten ausgeführt <lb/><lb/>  
 werden können, ist belastend genug. Und wenn ein sonst so <lb/><lb/>  
 vorsichtig sich Ausdrückender, wie Professor Eulenburg, die <lb/><lb/>  
 Behandlungsmethode des schwedischen Majors als ein in <lb/><lb/>  
 Männerhänden entschieden Widerwärtiges und Verletzendes <lb/><lb/>  
 bezeichnet i), so muß er für die Anwendung so brandmarkender <lb/><lb/>  
 Epitheta seine triftigen Gründe haben. <lb/>

Es fragt sich nur, ob diese letzteren als so zwingend an- <lb/><lb/>  
 gesehen werden dürfen, um auf sie gestützt der kranken Frauen- <lb/><lb/>  
 welt ein Heilmittel zu entziehen oder wenigstens prinzipiell <lb/><lb/>  
 zu entleiden, dessen Heilkraft von Aerzten, die durchaus ernst- <lb/><lb/>  
 haft zu nehmen sind, als beinahe unfehlbar gepriesen wird? <lb/>

Und zwar vorzugsweise innerhalb einer Serie von Leiden, <lb/><lb/>  
 die von Anfang an allerdings nicht eben zu den lebensgefähr- <lb/><lb/>  
 lichen, dafür aber zu den um so häufigeren, und für die da- <lb/><lb/>  
 mit Behafteten zu den daseinsstörendsten und schwersterträg- <lb/><lb/>  
 lichen gehören. Müßte man nicht — damit werden wenigstens <lb/><lb/>  
 die begeisterten Verfechter Thüre Brandt's gewiß einverstanden <lb/><lb/>  
 sein — weit eher darauf ausgehen, der Sache Vorschub zu <lb/><lb/>  
 leisten um jeden Preis? Auch um den, daß, da bloß technisch <lb/><lb/>  
 ausgebildete Laien, ohne die Genialität des Erfinders, nach all- <lb/><lb/>  
 gemeinem Urteil nicht dazu genügen würden, unter den Frauen <lb/><lb/>  
 selbst die geschulten Aerzte erstünden, die im stände wären, <lb/><lb/>  
 die gynäkologische Massage in ihre Hände zu nehmen? Oder <lb/><lb/>  
 sollte man am Ende daran denken müssen, daß ein Teil des <lb/><lb/>  
 Widerstands, den diese Behandlungsweise erfährt, auf die <lb/><lb/>  
 Furcht vor derartigen Konsequenzen ihrer Befürwortung zurück- <lb/><lb/>  
 zuführen wäre? — <lb/>

Eine Seite der sittlich-gemütlichen Beziehungen zwischen <lb/><lb/>  
 dem männlichen Arzt und den Frauen, mit denen sein Beruf <lb/><lb/>  
 ihn zusammenführt, darf nicht unbesprochen bleiben. Zwar <lb/><lb/>  
 wäre es vielleicht klüger, vorher rechts oder links abzuschwenken, <lb/><lb/>  
 denn immerhin sticht man in ein kleines Wespennest. Es <lb/><lb/>  
 betrifft das häufige Sichverlieben der weiblichen Patienten in <lb/><lb/>  
 ihre ärztlichen Berater. Ein Chorus von Frauenstimmen <lb/><lb/>  
 wird sich erheben gegen diesen Satz und alle werden rufen, <lb/><lb/>  
 daß sie das nicht thäten. Aber man lasse sich nicht beirren. <lb/><lb/>  
 Freilich thun sie's; nicht alle natürlich, aber ihrer jedenfalls <lb/><lb/>  
 mehr als genug. Auch geht es, besonders wenn der Brand <lb/><lb/>  
 von der andern Seite nicht vorsätzlich geschürt wird, gewöhn- <lb/><lb/>  
 lich rasch vorüber und dann reden sie sich ein, es sei nie gewesen. <lb/>

Relativ am seltensten wird wohl der Hausarzt von dieser <lb/><lb/>  
 mehr oder minder heimlichen Anbetung betroffen; am häufigsten <lb/><lb/>  
 wahrscheinlich der Spezialist für Frauenheilkunde. Wer aber <lb/><lb/>  
 etwa meint, hier ein cynisches Lächeln anbringen zu können, läuft <lb/><lb/>  
 doch auf falscher Spur. Die Stufenfolge ist bloß natürlich. <lb/><lb/>

Bei normalem Stand der Dinge ist der Hausarzt, wenn <lb/><lb/>  
 nicht ein Freund, so doch ein guter Bekannter, ein duldsam <lb/><lb/>  
 gewöhnter Mann, der gelegentlich auch mit sich unterhandeln <lb/><lb/>  
 läßt und keine allzu tief einschneidenden Gehorsamsopfer for- <lb/><lb/>  
 dert. Spezialfälle werden von ihm meist nur in einleitender <lb/><lb/>  
 Weise behandelt, und in unserer Zeit der Arbeitsteilung ge- <lb/><lb/>  
 wöhnlich durch ihn selbst dem Facharzt zugewiesen. So sind <lb/><lb/>  
 auch die Augenblicke seltener, in denen seine weiblichen Pflege- <lb/><lb/>  
 befohlenen ihm unter dem Einfluß großer gemütlicher Durch- <lb/><lb/>  
 schütterungen gegenüberstehen, wie sie für das Keimen von <lb/><lb/>  
 Liebesempfindungen in der Frauenseele den fruchtbarsten Nähr- <lb/><lb/>  
 boden bilden. <lb/>

Anders liegt die Sache beim Verkehr mit dem Frauen- <lb/><lb/>  
 arzt. Zu ihm kommt das kranke, oder auch nur das Rat <lb/><lb/>  
 und Belehrung suchende Weib meist schon in erregtem Zu- <lb/><lb/>  
 stand. Verstandesgemäßes Ueberlegen und Ueberreden hat sie <lb/><lb/>  
 ja schließlich hergeführt, für das aber, was ihr nunmehr auf- <lb/><lb/>  
 erlegt, wie sie gezwungen wird, ihren Willen unter einen <lb/><lb/>  
 fremden Willen zu beugen, kann sie, ihrer ganzen Natur nach <lb/><lb/>  
 die Leistungsmöglichkeit fast nirgends anders hernehmen als <lb/><lb/>  
 aus ihrem Gefühl. In andern Dingen und auf andere Weise,<lb/>  
 aber nur dem geliebten Mann ist sonst das Weib in solcher<lb/>  
 Selbstentäußerung Unterthan. Und noch ein Bestimmendes<lb/>  
 tritt hinzu. Der Mann, dem sie so viel vertraut und an-<lb/>  
 vertraut, soll und darf gar nicht anders sein, als dieses Ver-<lb/>  
 trauens im höchsten Maße wert, ein ausgezeichneter Mensch<lb/>  
 und Walter seines Amtes. Da er ihr nun aber doch in den<lb/>  
 meisten Fällen ein Fremder ist, so schlägt sie den Ausweg<lb/>  
 ein, auf den Frauen ohnehin mit Leichtigkeit geraten, sie ver-<lb/>  
 hängt die Wirklichkeit mit goldenen Schleierchen und ideali-<lb/>  
 siert den Doktor, bis er in der Erfüllungsglorie ihrer Postu-<lb/>  
 late vor ihr steht. Nebenbei gesagt ein Pfad, auf dem schon<lb/>  
 manche Leuchte des ärztlichen Berufs rasch und direkt vom<lb/>  
 Vorhof in die Ruhmeshalle selbst befördert wurde.

Zu verwundern aber ist nichts dabei, wenn als Ergebnis <lb/><lb/>  
 einer Unterordnung, die bis zur völligen Willenlosigkeit ge- <lb/><lb/>  
 steigert werden muß, und dem vom Schani und Stolz dik- <lb/><lb/>  
 tierten Bedürfnis, in dem Arzt einen nach jeder Richtung <lb/><lb/>  
 Perehrungswerten zu erblicken, im Gemüt des beklommenen <lb/><lb/>  
 Weibes ein schwärmerisches Gefühl sich auslöst, das sich an <lb/><lb/>  
 die Person des Doktors heftet. Nichts zu verwundern, haupt- <lb/><lb/>  
 sächlich aber nichts anzuklagen, bloß einiges zu begreifen. Die <lb/><lb/>  
 etwaige Herzens- und Gewissensnot des weiblichen Teiles <lb/><lb/>  
 abgerechnet, die allerdings peinigend genug sein kann, verläuft <lb/><lb/>  
 die Sache auch gewöhnlich harmlos. Gefahr, dann freilich <lb/><lb/>  
 wirkliche, liegt nur darin, wenn die Frau ein sinnlich aus- <lb/><lb/>  
 nahmsweise stark belastetes Individuum, oder aber der Doktor <lb/><lb/>  
 ein eitler Geselle ist, der nicht hinreichend psychologische Grüze <lb/><lb/>  
 im Kopf hat, um einzusehen, daß es sich hier weit weniger <lb/><lb/>  
 um sein Verdienst und Würdigkeit als um einen Akt der <lb/><lb/>  
 Notwehr auf der andern Seite handelt. Hundertmal wird <lb/><lb/>  
 er überhaupt gar nichts davon gewahr werden, denn in der <lb/><lb/>  
 Regel sind die armen Thörinnen doch scharf auf ihrer Hut. <lb/>

Davor aber hüte er sich, die schmeichelhafte Gemütsver- <lb/><lb/>  
 wirrung bei jeder Einzelnen vorauszusetzen. So oft sie ein- <lb/><lb/>  
 treten mag, so oft bleibt sie auch aus, ja unter Umständen <lb/><lb/>  
 entwickelt sich geradezu ihr Gegenteil. Daß eine Frau in <lb/><lb/>  
 solcher Verfassung verletzlich ist, wie ein schalloses Ei, liegt <lb/><lb/>  
 auf der Hand. Da genügt denn ein Wort, eine Bewegung, <lb/><lb/>  
 ein winziges Etwas, das nicht an vollkommen probemäßige <lb/><lb/>  
 Manieren erinnert; auch der stark entwickelte Sinn für alles <lb/><lb/>  
 Komische, der dem Geschlecht nötigenfalls selbst in verzweif- <lb/><lb/>  
 lungsvolle Lagen folgt, namentlich aber ein etwa sich regen- <lb/><lb/>  
 der, irgendwie gegründeter Verdacht, daß es mit der beruf- <lb/><lb/>  
 lichen Weisheit des Doktors oder Professors nicht durchaus <lb/><lb/>  
 unanfechtbar bestellt sei, kann hier den Anlaß geben: der <lb/><lb/>  
 vielleicht schon halb gewebte Heiligenschein des ärztlichen Not- <lb/><lb/>  
 helfers zerfließt vor den Augen der bis dahin Gläubigen, das <lb/><lb/>  
 bloß und fraglos Widerliche, sich dergestalt in Männerhänden <lb/><lb/>  
 zu befinden, tritt ihr ins Bewußtsein, aber so heftig und un- <lb/><lb/>  
 ausrottbar, daß jedes andere Gefühl, selbst das der Dankbar- <lb/><lb/>  
 keit, darunter erstirbt und die Persönlichkeit des Arztes ihr <lb/><lb/>  
 vollständig unerträglich werden kann. <lb/>

Ein feingesinntes und objektiver Erwägung halbwegs<lb/>  
 mächtiges Weib wird solchen Widerwillen mit kaum geringerer<lb/>  
 Gewissensunruhe empfinden, als etwaige Liebesregungen. Die<lb/>  
 letztem können ohnehin, wenn Not an Mann geht, und durch<lb/>  
 eine nicht ganz Unerfahrene, ohne übermenschliche Anstrengung<lb/>  
 auch einem minder verfänglichen Gattungsbegriff eingereiht<lb/>  
 werden, ein Auskunstsmittel, das für den Abscheu bekannter-<lb/>  
 maßen nicht zur Verfügung steht. Daß beides aber, die<lb/>  
 Liebe und ihr Gegenteil, der kranken Frau schon durch die<lb/>  
 Verhältnisse erspart bleiben möchte, ist ein wahlberechtigter<lb/>  
 Wunsch.

Doch nicht nur damit Frauengemüt und frauenhaftes<lb/>  
 Zartgefühl geschont und erhalten werde, will das Weib des<lb/>  
 Weibes Arzt sein, sondern weil sie wirklich hofft, an dieser<lb/>  
 Stelle auch sonst Schätzbares und Nützliches zu leisten.

Das Verschleppen schwerer Fälle z. B. durch die unter-<lb/>  
 suchungsscheue Frau, über das die Aerzte oft so bittere Klagen<lb/>  
 führen, wird sich in ganz ungeahnter Weise verringern, wenn<lb/>  
 die Leidenden einmal in den Stand gesetzt sind, den Nat<lb/>  
 einer medizinisch ausgebildeten Geschlechtsgenossin einzuholen.<lb/>  
 Wenn Professor v. Meyer in Zürich, wie oben angeführt, es<lb/>  
 eine unwiderlegliche Thatsache nennt, daß eine unverhältnis-<lb/>  
 mäßig große Zahl von Frauen einem dauernden Siechtum<lb/>  
 verfällt, weil natürliche weibliche Scheu sie davon abhalte,<lb/>  
 sich beizeiten an einen männlichen Arzt zu wenden, so sagt<lb/>  
 er damit nicht einmal genug. Denn nicht nur dem Siechtum<lb/>  
 verfallen sie aus diesem Grund, auch dem Tod. Und wel-<lb/>  
 chem Tod!

Seit nahezu anderthalb Jahrzehnten ist die operative<lb/>

Behandlung von Carcinomen des Sexualsystems, namentlich<lb/>  
 des Fruchthalters, eine der wichtigsten Fragen der Frauen-<lb/>  
 heilkunde. Früher ging an dieser tödlichsten aller Krankheiten<lb/>  
 einfach jede davon Befallene zu Grunde. Seit Einführung<lb/>  
 der radikalen Operationsmethoden darf — wir folgen mit<lb/>  
 unsern Angaben einer Abhandlung von Dr. G. Winter in<lb/>  
 Berlin[[1]](#footnote-1)) — nach fachmännischer Berechnung angenommen<lb/>  
 werden, daß bei 25 Prozent der operierten Fälle ein Dauer-<lb/>  
 erfolg erzielt wird. In Wahrheit aber gelangen von allen<lb/>  
 am Krebs des betreffenden Organs Erkrankten doch nur<lb/>  
 7 Prozent zur Heilung, 93 sterben nach wie vor. Die Dia-<lb/>  
 gnose ist — nach Winter — in weitaus den meisten Fällen<lb/>  
 leicht und sicher, aber um eine heilbringende Operation noch<lb/>  
 vornehmen zu können, muß sie möglichst früh gestellt sein.<lb/>  
 Die allerersten Symptome müßten beachtet, der Arzt un-<lb/>  
 verzüglich aufgesucht, die Untersuchung sofort vorgenommen<lb/>  
 werden.

Es wird verhältnismäßig wenige Frauen geben, denen<lb/>  
 die Furcht vor Krebs, namentlich vor Unterleibskrebs, nicht<lb/>  
 irgend einen Zeitraum ihres Lebens vergällt Hütte; wer auf-<lb/>  
 merkt, kann da geradezu Komisches, aber auch tief Beklagens-<lb/>  
 wertes miterleben; und doch ertragen auch von den wirklich<lb/>  
 Erkrankten die meisten, und zwar Frauen jeden Lebensalters,<lb/>  
 monate- ja jahrelang oft sehr peinliche Symptome, ehe sie es<lb/>  
 über sich gewinnen, den Arzt ins Vertrauen zu ziehen. Und<lb/>  
 zwar nicht etwa, wie manche Aerzte annehmen, aus Furcht<lb/>  
 vor dem ärztlichen Ausspruch, denn die unbestimmte Angst,<lb/>  
 die sie erdulden, ist bitterer als alle Wahrheit, sondern ein-<lb/>  
 fach aus unüberwindlichem Widerwillen gegen die Vornahme<lb/>  
 der Untersuchung durch einen Mann. Zu den Hebammen<lb/>  
 laufen sie, ohne sich zu besinnen, aber wie viele von diesen<lb/>  
 sind denn gebildet und damit gewissenhaft genug, einen Fall,<lb/>  
 den sie nicht fraglos zu beurteilen verstehen, sogleich und mit<lb/>  
 dem gehörigen Nachdruck an den Arzt zu weisen? Giebt es<lb/>  
 doch selbst unter den Aerzten welche — darüber klagt der<lb/>  
 Winter'sche Artikel ebenfalls —, die aus irgend einem Grund,<lb/>  
 nach unserem entschiedenen Dafürhalten aber doch meist der<lb/>  
 sich weigernden Frau zu lieb, mit der Untersuchung zögern,<lb/>  
 bis es zu spät geworden ist. Der Operateur, dem der Fall<lb/>  
 endlich übergeben wird, vermag dann nur noch festzustellen,<lb/>  
 daß auch sein Messer keine Hilfe mehr bringen könne, und<lb/>  
 rettungslos verfällt die Unglückliche ihrem entsetzlichen Geschick.

Kein Wunder, wenn aus der Mitte derjenigen Spezia-<lb/>  
 listen, die Einsicht gewinnen in diese Zustände, mitunter ganz<lb/>  
 verzweifelte Vorschläge zu deren Beseitigung laut werden.<lb/>  
 Winter z. B. spricht davon, daß man die Hebammen in der<lb/>  
 ersten Krebsdiagnose unterweise, damit sie die an den be-<lb/>  
 stimmten Anzeichen Leidenden, soweit sie ihnen bekannt wer-<lb/>  
 den, ohne Zögern dem Arzt zuschicken. Die Hebammen! Als<lb/>  
 ob die es dann gleich thäten! Und als ob es irgendwie ge-<lb/>  
 raten wäre, dem vielbeklagten Halbwissen dieses Standes noch<lb/>  
 irgend weitern Spielraum zu verschaffen!

Ferner sollen die Frauen durch passende Schriften und<lb/>  
 durch ihre Aerzte dazu geführt werden, gewissen Symptomen<lb/>  
 größere und frühere Beachtung zu schenken. Solche Schriften<lb/>  
 müßten sehr praktisch und eminent verständnisvoll abgefaßt<lb/>  
 sein, und immer nur in ganz befugte Hände fallen, wenn sie<lb/>  
 nicht ungleich mehr Schaden als Nutzen stiften sollen. Die<lb/>  
 allerersten Anzeichen der fraglichen Neubildungen und die an-<lb/>  
 derer, viel harmloserer Erkrankungen sind, nach fachmännischem<lb/>  
 Urteil, für den Laien nicht zu unterscheiden; daß aber der<lb/>  
 grundlose Krebsschrecken noch weiter unter die Frauen ge-<lb/>  
 tragen werde, als er vorher schon unter ihnen ist, muß durch-<lb/>  
 aus abgewehrt werden.

Und was die Belehrung der Frauen durch ihre Haus-<lb/>  
 ärzte betrifft, so möchte auch diese nicht so unschwer anzubringen<lb/>  
 sein. Die Hausärzte wissen sehr wohl, daß es Gebiete giebt,<lb/>  
 die sie einer Mehrzahl ihrer weiblichen Patienten gegenüber<lb/>  
 ohne direkte Aufforderung nicht leicht betreten dürfen, und<lb/>  
 auf denen sie sich auch dann mit Vorsicht zu bewegen haben.<lb/>  
 Ermahnungen, Belehrungen oder gar Fragen nach gewisser<lb/>  
 Richtung an Gesunde und gesund Scheinende, die keinen Rat<lb/>  
 erbitten, würden, zumal in öfterer Wiederholung, als böse<lb/>  
 Taktfehler empfunden und verurteilt. Kliniker gewinnen davon<lb/>  
 in der Regel nicht die volle Vorstellung. Dem erfahrenen<lb/>  
 praktischen Arzt aber ist sogar noch mehr bekannt. Er weiß,<lb/>  
 daß die Frauen nicht nur untersuchungs-, sondern auch be-<lb/>  
 kenntnisscheu sind, in hohem Grad. Beinahe jede verheimlicht<lb/>  
 etwas, sucht etwas für sich zu behalten, besonders in Dingen,<lb/>  
 die auszusprechen ihr Zartgefühl verletzt. Zuweilen ist es<lb/>  
 Unwesentliches, manchmal aber auch recht Wichtiges, von dem<lb/>  
 der Arzt entschieden Kunde haben müßte; die Weiblein aber<lb/>  
 sagen trotzdem nachher ganz triumphierend: „Alles hat der<lb/>  
 Doktor auch nicht zu wissen gebraucht!"

Wie unter solchen Umständen die gleichfalls erhobene<lb/>  
 Forderung, daß, da es auch, allerdings seltene Carcinome der<lb/>  
 betreffenden Gattung gäbe, die sehr lang symptomlos bleiben,<lb/>  
 da ferner vom zwanzigsten Jahr bis ans Lebensende kein Alter<lb/>  
 davor sicher sei, eigentlich alle Frauen sich alljährlich mehrere-<lb/>  
 mal, gerade so wie sie zum Zahnarzt gehen, dem einschlägigen<lb/>  
 Spezialisten zur Begutachtung stellen sollten, wie diese For-<lb/>  
 derung durchzusetzen wäre, ist vollends unerfindlich. Nicht ein-<lb/>  
 mal mit Zwangsmaßregeln!

Daß aber diesen Unzuträglichkeiten allen eine sehr wirk-<lb/>  
 same Remedur geschafft würde durch den weiblichen Arzt, ist<lb/>  
 mehr als sonnenklar.

Soviel dem Laien übersichtlich wird, stehen in der<lb/>  
 Geburtshilfe zur Zeit zwei Richtungen einander gegenüber.<lb/>  
 Die Kluft zwischen beiden ist schon recht tief, die Gegensätze<lb/>  
 scheinen bereits erheblich scharf geworden. Auf der einen<lb/>

Seite die Radikalen, die des Glaubens sind, daß auch die<lb/>  
 Geburtshilfe am Beginn eines chirurgischen Zeitalters stehe,<lb/>  
 in welchem unter dem Fittig der Antisepsis dem operativen<lb/>  
 Eingriff ein Feld glänzender und erfolgreicher Thätigkeit sich<lb/>  
 immer weiter öffnen werde. Auf der andern die Konservativen,<lb/>  
 die im Vertrauen auf das Vermögen der Natur, die Vorgänge<lb/>  
 bei der Geburt eines neuen Weltbürgers zwar gut beobachtet<lb/>  
 und sorgfältig unterstützt wissen wollen, den Arzt aber nur<lb/>  
 da, und auch dann nur nach reiflicher Ueberlegung und mit<lb/>  
 großer Vorsicht einzugreifen für berechtigt halten, wo der natür-<lb/>  
 liche Mechanismus über vorhandene Regelwidrigkeiten nicht<lb/>  
 Herr zu werden vermag.

Diese zweite Richtung hat in letzter Zeit immer häufiger<lb/>  
 und immer dringender den Warnungsruf erhoben. Daß die<lb/>  
 Verhältnisse der Sterblichkeit an der Geburt und im Wochen-<lb/>  
 bett von jeher ungünstige waren, ist bekannt. Man sollte nun<lb/>  
 meinen, daß doch wenigstens seit der allgemeinen Einführung<lb/>  
 der Antiseptik die unheilvollen Zahlen, die darüber Aufschluß<lb/>  
 geben, sich um ein bedeutendes vermindert haben müßten.<lb/>  
 Aber Männer wie Hegar, Dohrn, Veit u. a. bekunden das<lb/>  
 Gegenteil. Sie weisen nach, daß zwar an einzelnen Orten<lb/>  
 eine gewisse Verringerung der Todesfälle sich feststellen lasse,<lb/>  
 daß aber deren Gesamtzahl doch kaum irgendwie abgenommen<lb/>  
 habe, der volle Segen der Antiseptik jedenfalls nirgends er-<lb/>  
 reicht sei. Hiefür wird von ihnen vor allem die reißendschnelle<lb/>  
 Zunahme der geburtshilflichen Operationen, namentlich in der<lb/>  
 Privatpraxis, verantwortlich gemacht.

In der Statistik für Baden sagt Hegar geradezu: „Das,<lb/>  
 was durch die Einbürgerung der Antiseptik erreicht ist, ist<lb/>  
 ebenfalls durch Vielthuerei, besonders durch die viel größere<lb/>  
 Zahl der operativen Eingriffe und die damit in reichlicherem<lb/>  
 Maße gegebene Gelegenheit zu Infektionen wieder verloren<lb/>  
 gegangen."

Die einzelnen geburtshilflichen Operationen und Hand-<lb/>  
 griffe sind offenbar genau präzisiert; schwankend erscheinen nur<lb/>  
 die Indikationen und Bedingungen zum Eingriff. Wenn aber<lb/>  
 Dr. I. Veit, indem er den ungleich größern Wert betont,<lb/>  
 den die Geburtsbeobachtung in der Klinik gegenüber der poly-<lb/>  
 klinischen Geburtshilfe für die Ausbildung des angehenden<lb/>  
 Arztes habe, zu dem Ausspruch gelangt: „Allzu!eicht kommt<lb/>  
 der junge Arzt dazu, in der Geburtsbeschleunigung,<lb/>  
 die ihn aus oft elender Wohnung befreit, ein wün-<lb/>  
 schenswertes Ziel zu sehen. Die Ungunst der äußern<lb/>  
 Umstände wird von Einfluß sein auf die Jndikations-<lb/>  
 stellung im Sinn einer gewissen Vermehrung der<lb/>  
 Operationen"i), so möchten sich einem bei solcher, gewiß nicht<lb/>  
 unbedachtsam in die Welt geschleuderten Anklage, im Hinblick auf<lb/>  
 die eben angeführten Worte Hegars, wohl die Haare sträuben.

Es gehört zu den widersinnigsten Merkmalen des Frauen-<lb/>  
 elends innerhalb unserer kulturstolzen Gesellschaft, daß die<lb/>  
 Frau dort, wo der Weltplan ihr Pflichten auferlegt, für deren<lb/>  
 Erfüllung sie jederzeit ihr Leben einzusetzen hat, dort wo sie<lb/>  
 Schlachten schlägt, die mehr Opfer kosten, als je vom Manne<lb/>  
 im Wehrdienst des Vaterlandes gefordert worden sind, daß<lb/>  
 sie auch dort fast ganz rechtlos ist. Unter den berufenen Ge-<lb/>  
 burtshelfern entbrennt ein Krieg der Meinungen; der Gegen-<lb/>  
 stand, um den es sich dabei handelt, ist das Leben des Weibes;<lb/>  
 die stärksten Anklagen wegen Gefährdung desselben fliegen von<lb/>  
 einem Lager ins andere: sie selbst aber hat weder Sitz noch<lb/>  
 Stimme im Rat. Hier ist einer der Punkte, wo die Bedürfnis-<lb/>  
 frage nach dem weiblichen Arzt zur Rechtsfrage wird im emi-<lb/>  
 nenten Sinn. Denn die Frau vertritt ihr Recht, das unver-<lb/>  
 äußerliche Menschenrecht zu leben, wenn sie nach der Möglich-<lb/>  
 keit begehrt, in Fragen von so furchtbarer Tragweite für sich<lb/>  
 selbst, wissenschaftlich herangebildete Sachverständige des eigenen

') Der geburtshilfliche Unterricht. Vorschläge zur Verbesserung<lb/>  
 desselben. Von Or. I. Veit. Berl. Klin. Wochenschrift. 1891. Nr. 14.<lb/>

Geschlechtes zu besitzen, die mit zu prüfen und mit zu ent-<lb/>  
 scheiden im stände sind.

Wenn jeder Vier- oder Fünfundzwanzigjührige, der seine<lb/>  
 medizinischen Examina zur Not hinter sich gebracht hat, den<lb/>  
 Entscheid über Leben und Tod eines Weibes, das sich ihm an-<lb/>  
 vertrauen muß, weil just kein Besserer in der Nähe ist, in<lb/>  
 der Hand halten kann, so darf wohl mit Ernst verlangt wer-<lb/>  
 den, daß unter den Meistern, auf deren Wort ein also Un-<lb/>  
 erfahrener in solchen Augenblicken uoleus volens zu schwören<lb/>  
 hat, sich künftighin auch Frauen befinden. Die Sache selbst<lb/>  
 wird dadurch nach Wissenschaft und Praxis nur gewinnen.<lb/>  
 Die Geburtshilfe mit ihren Annexen wird immer im Interessen-<lb/>  
 gebiet des Heilkunde studierenden Weibes liegen und die Fähig-<lb/>  
 keit der Einsicht, die Geschicklichkeit dazu werden ihr nicht fehlen.

Man wird uns hier natürlich die alte Läpperei aufwürmen,<lb/>  
 daß, wenn dem so wäre, die Frauen, in deren Händen die<lb/>  
 Geburtshilfe von Anbeginn der Welt an und sehr lange allein<lb/>  
 gelegen sei, diese Kunst doch etwas mehr gefördert haben<lb/>  
 müßten, als wirklich der Fall gewesen. Diese abgenützte<lb/>  
 Behauptung verhält sich aber für den, der einigen wirklich<lb/>  
 historischen Sinn besitzt, doch wesentlich anders. Denn erstens<lb/>  
 war, wie neuestens auch Fehling anführt H, schon zu Hyppo-<lb/>  
 krates' und Eelsus' Zeiten, das, was man damals von opera-<lb/>  
 tiver Geburtshilfe kannte, Sache der Männer, die es demnach ge-<lb/>  
 rade auch nicht herrlich weit brachten; zweitens wird man nie dar-<lb/>  
 über ins klare gesetzt, von wem eigentlich die Hebammen der<lb/>  
 späteren Jahrhunderte ausgebildet wurden, ob bloß von ihres-<lb/>  
 gleichen, oder doch wiederum, wie in der Gegenwart, vorzugs-<lb/>  
 weise von männlichen Lehrern; und drittens waren im 16. Jahr-<lb/>  
 hundert, als die Männer anfingen, in das Fach einzudringen,<lb/>  
 bereits die noch jetzt als sehr gut anerkannten einschlägigen

H Pros. Dr. H. Fehling, Die Bestimmung der Frau. Ihre<lb/>  
 Stellung in Familie und Beruf. Stuttgart. Ferd. Enke. 1892, S. 6.<lb/>

Schriften derLouise Bourgeois erschienen, erschien im 17. Jahr-<lb/>  
 hundert das Werk der Siegemundin, von dem auch Fehling<lb/>  
 sagt, daß es große Erfahrung zeige und reich sei an trefflichen<lb/>  
 Ratschlägen, nach denen heute noch gearbeitet werdet).

Gut und für Jahrhunderte gültig ausgemünztes Wissen<lb/>  
 in einem Fach wächst aber niemals wild auf unbebautem Acker,<lb/>  
 oder in einem einzelnen Gehirn, sondern ist immer anzusehen<lb/>  
 zugleich als ein aus Vorarbeit und Mitarbeit verwandter<lb/>  
 Faktoren Hervorgegangenes. So liefern denn auch die Bücher<lb/>  
 jener beiden bloß den Beweis, daß die Herren der Schöpfung<lb/>  
 auf dem Feld, das sie nun an sich brachten, nicht nur die grobe<lb/>  
 Arbeit so ziemlich gethan, sondern durch Frauenwirken und<lb/>  
 Frauenwissen den Boden schon sehr bedeutend kultiviert vor-<lb/>  
 fanden. Und wenn seit Einbürgerung der Zange in die ge-<lb/>  
 burtshilfliche Praxis nunmehr beinahe zweihundert Jahre ver-<lb/>  
 flossen sind und — immer nach Fehling — die operative Ge-<lb/>  
 burtshilfe seither ganz den Männern zugefallen ist, und trotz-<lb/>  
 dem auch über die Bedingungen zur Anwendung der Instrumente<lb/>  
 zwischen den ärztlichen Geburtshelfern noch jetzt so tiefgehende<lb/>  
 und schicksalsvolle Meinungsunterschiede sich aufthun können,<lb/>  
 wie der, von dem wir ausgegangen, so liegt am Tage, daß<lb/>  
 auch die männliche Förderung der Disciplin, der doch in<lb/>  
 neuer und neuester Zeit noch ganz andere Hilfsmittel unter<lb/>  
 die Arme greifen, als den Frauen bis zum 16. und 17. Jahr-<lb/>  
 hundert, eine nicht übertrieben schnelle war und ist.

Daß die Frauen für die Ausführung mancher geburts-<lb/>  
 hilflichen Operationen zu schwach seien, wird oft angeführt.<lb/>  
 Es ist aber nicht wahr. Unsere gesunden jungen Mädchen<lb/>  
 sind sogar recht stark. Daß eine Fünfzehnjährige ihren acht<lb/>  
 oder neun Jahre alteren Bruder im Zimmer herumträgt, ist<lb/>  
 eine Familienbelustigung, die häufig vorkommt. Und im Feld-

') Fehling, Die Bestimmung der Frau. Stuttgart. Enke.<lb/>  
 1802. S. 7 u. 8.<lb/>

zug 70—71 haben die Frauen auch nach der Seite der Körper-<lb/>  
 kraft Staunenswertes geleistet. Namentlich nach der Seite<lb/>  
 der mit Ausdauer verbundenen Stärke. Bücken z. B. konnten<lb/>  
 sie sich damals oft viel andauernder als manche der stattlichen<lb/>  
 Herren Oberstabs- und Stabsärzte, und in der Küche der<lb/>  
 großen Feldspitäler auch viel länger Brot schneiden als die<lb/>  
 Johanniter und andere Kriegsschauplätzler, falls man je einen<lb/>  
 dazu herbeibekam, die gewöhnlich nach einer Stunde schon<lb/>  
 über Blasen an ihren seidenen Händchen ächzten.

Die Frage wegen der geburtshilflichen Operationen ist<lb/>  
 überdies praktisch bereits gelöst. Die Aerztinnen in Amerika,<lb/>  
 in England und Frankreich machen die Sache, Frau Doktor-<lb/>  
 Heim in Zürich macht sie ebenfalls und hat in fünfzehn<lb/>  
 Jahren einer großen Praxis nur einmal Hilfe nötig gehabt[[2]](#footnote-2)),<lb/>  
 was ja beim männlichen Arzt auch vorkommt. Was braucht's<lb/>  
 da weiter Zeugnis?

Auf Kongressen und in Fachschriften, von überall her,<lb/>  
 wird gegenwärtig nach Verbesserung des geburtshilflichen Unter-<lb/>  
 richts an den Hochschulen gerufen. Vielfach mit dem Hin-<lb/>  
 weis darauf, daß das lebendige Material dazu nicht reichlich<lb/>  
 genug vorhanden sei.

Die Frauen, auch die ärmsten, wollen nicht in die Kli-<lb/>  
 niken, selbst dort nicht, wo sie, wie in Straßburg, noch am<lb/>  
 Anfang der 80er Jahre — ob sich darin seither etwas ge-<lb/>  
 ändert hat, ist uns unbekannt — neben ausgezeichneter War-<lb/>  
 tung und Pflege ihren vollen Wochenverdienst ausbezahlt er-<lb/>  
 hielten, und fragt man nach den Gründen, so bekommt man<lb/>  
 als ersten und letzten immer wieder den Hinweis auf die „jungen<lb/>  
 Herren". Math. Weber erzählt davon eine ergreifendeGeschichte.-)<lb/>

Der weibliche Studierende würde wahrscheinlich auch hier<lb/>  
 bald bessere Zustände herbeiführen helfen. Wenn zwischen<lb/>  
 den „jungen Herren" am Bett eines solchen armen Weibes<lb/>  
 auch nur ein paar teilnahmsvolle Frauengesichter auftauchten,<lb/>  
 würde sie sich minder verlassen und beschämt fühlen und sie<lb/>  
 und andere mit ihr würden weit eher geneigt sein, auch ein<lb/>  
 nächstesmal wieder als Studienobjekt zu dienen.

Wer den weiblichen Arzt sicher einmal als Segen zu<lb/>  
 spüren haben wird, das ist die kinderlose Frau. Das Ge-<lb/>  
 schlecht der Ehefrauen — um andere handelt es sich für uns<lb/>  
 nicht an diesem Punkt — wird von der Gegenwart unter<lb/>  
 schwere Anklage gestellt. Trübe und häßliche Dinge werden<lb/>  
 gegen sie ausgesagt. Ihrer viele, so behauptet man, sähen<lb/>  
 in der Kinderlosigkeit, oder wenigstens in der Beschränkung<lb/>  
 der ehelichen Nachkommenschaft aus ihr Minimum, bloß ein<lb/>  
 wünschenswertes Ziel, auf das mit schädlichen und verwerf-<lb/>  
 lichen Mitteln planmäßig losgearbeitet werde. Und zwar<lb/>  
 nicht aus etwa mißverstandenen Gründen der öffentlichen<lb/>  
 Wohlfahrt, sondern aus rein persönlicher Bequemlichkeit,<lb/>  
 Eitelkeit und Vergnügungslust.

In Amerika und bei unseren Nachbarn hinter den Vo-<lb/>  
 gesen gehören diese Anschuldigungen längst zu den öffentlich<lb/>  
 erhobenen und diskutierten; Daudet z. B. in seinem „Jm-<lb/>  
 mortel" läßt darüber Worte sprechen von der bittersten<lb/>  
 Deutlichkeit. Wie nahe dieselben auch bei uns der Wirklich-<lb/>  
 keit kämen, sei hier dahingestellt; zum Glück dürfen wir, ohne<lb/>  
 das Gewand unserer Tugend in allzu anspruchsvollen Falten<lb/>  
 um uns zu werfen, noch immer annehmen, daß die über-<lb/>  
 wiegende Mehrzahl der deutschen Ehefrauen sich ihre sittlichen<lb/>  
 Begriffe nach dieser Richtung unverworren erhalten habe.<lb/>  
 Auch das fünfte und sechste Kind wird von unsern Müttern<lb/>  
 in die Arme genommen als ein kostbarer Besitz und die kinder-<lb/>  
 lose Frau rechnet sich selbst in vielen Fällen eben darum nicht<lb/>  
 zu den glücklichen.

— 65 —

Der gewöhnliche Lauf der Dinge ist, daß in einer Ehe,<lb/>  
 der die Nachkommenschaft ausbleibt, mit allen Mitteln<lb/>  
 versucht wird, das Mißgeschick zu heben; dafür sind neben<lb/>  
 den individuellen Wünschen oft noch Familienrücksichten der<lb/>  
 verschiedensten Art maßgebend. Die kinderlose Frau gehört<lb/>  
 denn auch zu den wiederkehrendsten Erscheinungen im Sprech-<lb/>  
 zimmer des Frauenarztes, und ihrer nicht wenige verbringen<lb/>  
 ein halbes Menschenalter im stets erneuten Suchen nach der<lb/>  
 ersehnten Hilfe. Bis jetzt ist, wenigstens von der verständnis-<lb/>  
 losen Menge, die Schuld an den betreffenden Verhältnissen<lb/>  
 fast immer ohne weiteres der Frau aufgebürdet worden, und<lb/>  
 auch die Wissenschaft hat noch nicht viel gethan, um sie von<lb/>  
 dem Fluch zu erlösen. Angebahnt ist manches, und die fach-<lb/>  
 männischen Hinweise darauf, daß hier noch zu durchforschendes<lb/>  
 Land vorliege, kehren regelmäßig wieder, erreicht ist wenig.<lb/>  
 Die Voraussetzung aber, daß dieses Gebiet einmal von den:<lb/>  
 weiblichen Mediziner mit regem Interesse und frischer Kraft<lb/>  
 in Angriff genommen werde, liegt nicht fern und ist erfreulich.

,,Vou8 rv6 parier tou^our8 cks mackains, pails^-nioi äovc<lb/>  
 ktU88t ä« sagte jene berühmte Pariser Hebamme

zu dem gleichfalls berühmten Frauenarzt, mit dem sie im<lb/>  
 Auftrag eines vornehmen Hauses, wo dem verdorrenden<lb/>  
 Familienstamm, aus Fideikommiß-Gründen, um jeden Preis<lb/>  
 eine neue Hoffnung geschafft werden sollte, zu verhandeln hatte.

Von wird möglicherweise in dergleichen Fällen

künftighin überhaupt etwas weniger die Rede sein, als bisher,<lb/>  
 und manches Gute gestiftet werden können. Wenn auch nur<lb/>  
 dadurch, daß man die bedauernswerten Frauen nicht mehr<lb/>  
 unablässig von einer Behandlung in die andere hetzt und<lb/>  
 ihnen für Körper und Gemüt mehr Ruhe gönnt. Auch die<lb/>  
 verwunderlichen Gruppen der „psychoneurotischen Sterilität"<lb/>  
 und ähnliche würden dann die sicher nicht überflüssige Ein-<lb/>  
 schränkung erfahren, und nur die wirklich greifbaren Ursachen<lb/>  
 zur Anerkennung kommen.

S. Binder, Weibliche Aerzte. 5

Und endlich, welch ein Feld der Thätigkeit wird sich dein<lb/>  
 weiblichen Arzt aufthun innerhalb der speziell weiblichen Ge-<lb/>  
 sundheitspflege. Was für Zustände auf diesem Gebiet noch<lb/>  
 herrschen, welche Summe von Aberglauben und Zweckwidrig-<lb/>  
 keit sich hier noch fortschleppt, von einer Zeitgenossenschaft zur<lb/>  
 andern, ist geradezu unglaublich. Der männliche Arzt hat<lb/>  
 davon keine Ahnung; weil er erstens nach diesen Dingen<lb/>  
 niemals fragt, und zweitens sie auch niemals im vollen Um-<lb/>  
 fang erfahren würde, selbst wenn er früge. Denn sind die<lb/>  
 Frauen schon verschlossen und hinterhältig in ihren Krankheits-<lb/>  
 angelegenheiten, so erscheinen sie, dem Arzt gegenüber, vollends<lb/>  
 ganz zugeknöpft, wo es sich um ihre privaten Maßnahmen für<lb/>  
 normale Tage handelt.

Man darf daher wohl sagen, daß das Geschlecht in dieser<lb/>  
 Beziehung beinahe gänzlich unberaten sei. Wie unwissend<lb/>  
 und dadurch zugleich wie unbeschützt läßt man alljährlich<lb/>  
 lausende von jungen Mädchen in die Fremde gehen, um ihr<lb/>  
 täglich Brot; wie unwissend überantwortet man die junge<lb/>  
 Frau dem oft keineswegs vernünftigen Gatten. Man wird<lb/>  
 freilich sagen, das wäre in erster Linie mit den Müttern ab-<lb/>  
 zumachen. Mit den Müttern! Die wissen ja selber so wenig!<lb/>  
 Und sind auch häufig viel zu denkungewohnt, um ihr bißchen<lb/>  
 eigene Erfahrung aus seiner subjektiven Verkapselung zu be-<lb/>  
 freien und so bei sich zu verarbeiten, daß es in objektiver<lb/>  
 Weise zur Belehrung eines Dritten verwendet werden könnte.

Es giebt auch Bücher, die angeblich sich mit dem be-<lb/>  
 schäftigen, was zum Gesundheitsleben des Weibes im weitem<lb/>  
 Umfang gerechnet werden kann; in einzelnen findet man auch<lb/>  
 manchen guten Wink, die meisten aber dreschen leeres Stroh.<lb/>  
 Ihre Verfasser sind schon viel zu unbekannt mit dem Ratten-<lb/>  
 könig von unnützen Gewohnheiten und Vorurteilen, der da<lb/>  
 zuvörderst auseinander gehäkelt und beiseite geräumt wer-<lb/>  
 den müßte, ehe Platz wäre für vernunftgemäßere Anschau-<lb/>  
 ungen. Die eigentümlich geartete Form von Unwissenheit, die<lb/>  
 dabei in Frage steht, belehrt sich eines bessern überhaupt nicht<lb/>  
 aus Büchern. Hier gilt es lebendige Weisheit zu schaffen,<lb/>  
 zweckmäßige Ueberlieferungen, die sich fortpslanzen von Mund<lb/>  
 zu Mund. Dazu aber braucht's ein Geschlecht, dem durch<lb/>  
 Berufene aus der eigenen Mitte die Fähigkeit erobert worden<lb/>  
 ist, sich wissenschaftlich auf sich selber zu besinnen, sich selbst<lb/>  
 erst einmal physiologisch zu begreifen. Diese Berufenen aber<lb/>  
 könnten naturgemäß nichts anderes sein, als weibliche Aerzte.

Daß sie bei dem nicht inne halten wollten und würden, was<lb/>  
 sie dem eigenen Geschlecht bloß als solchem zu leisten vermöchten,<lb/>  
 ist selbstverständlich. Und daß es auch ihnen nicht gelingen<lb/>  
 wird, einen Himmel von ungetrübter Gesundheit und leidfreier<lb/>  
 körperlicher Wohlfahrt aus die Erde zu verpflanzen, steht fest.<lb/>  
 Auch unter ihrer Mitwirkung wird die Wissenschaft zahllosen<lb/>  
 Krankheitserscheinungen machtlos gegenüberstehen. Wir wer-<lb/>  
 den die unsichern Diagnosen haben, die unzulängliche Therapie,<lb/>  
 vielleicht nicht weniger als bisher; das Todesurteil, das<lb/>  
 jeden Lebens Wiegengabe bildet, wird Vollstreckung finden<lb/>  
 nach wie vor. Aber der weibliche Arzt wird schon dadurch,<lb/>  
 daß er überhaupt in die Erscheinung tritt, Gutes thun. Er<lb/>  
 wird Daseinsstrecken erhellen, Lebensschwierigkeiten beseitigen<lb/>  
 helfen, die ohne ihn für immer dunkel bleiben, oder als<lb/>  
 schmerzlich empfundene Last weitergeschleppt werden müßten.<lb/>  
 Seinen voll zugemessenen Wirkungskreis fände er auf alle<lb/>  
 Fälle.

Für uns handelt es sich hier in Kürze nur noch darum:<lb/>  
 wie bekommen wir ihn? Auf welche Weise wird er geschaffen?

Wenn man die Frage einfach nehmen wollte, wäre sie<lb/>  
 natürlich auch unbeschreiblich einfach. Das Allereinfachste<lb/>  
 würde wohl sein, man ließe die Mädchen, die auf das Reife-<lb/>  
 zeugnis für die Universität losarbeiten sollen, gleich mit den<lb/>  
 Jungen in die Schule gehen. Bis Obertertia incl. ginge das<lb/>  
 am Ende schon, besonders wenn es gelänge, irgendwie auch<lb/>  
 weibliche Lehrkräfte zu verwenden. Wäre, wie von erfahrenen<lb/>  
 Schulmännern behauptet wird, für die Herren Sekundaner<lb/>  
 und Primaner die Beunruhigung durch die Nähe aufblühender<lb/>  
 Weiblichkeit dann im Ernst zu groß, so müßte man von<lb/>  
 Untersekunda an eben weibliche Parallelklassen einrichten.<lb/>  
 Oder aber, wenn der gemeinschaftliche Unterricht wirklich schon<lb/>  
 früher unthunlich sein sollte, was übrigens erst praktisch zu<lb/>  
 beweisen wäre, so gründe man Mädchengymnasien. Aber mit<lb/>  
 vortrefflichen Lehrern; nicht mit jenem schulmännischen Abhub,<lb/>  
 der in der Mädchenerziehung manchmal zur Verwendung<lb/>  
 kommt. Geht auch dieses nicht, wofür zur Stunde, im<lb/>  
 tosenden Streit um das deutsche Mittelschulwesen, der ge-<lb/>  
 eignete Zeitpunkt allerdings nicht vorhanden sein mag, so lasse<lb/>  
 man die Frauen in Gottesnamen vorläufig wenigstens ihre<lb/>  
 Abiturientenprüsungen an einer der hierfür vorgesehenen An-<lb/>  
 stalten machen.

Derartig abgelegte Examina geben freilich nicht immer<lb/>

genügenden Aufschluß über wirklich angemessene Vorbildung,<lb/>  
 und der Widerstand vieler Universitätslehrer gegen die un-<lb/>  
 sichern Eindringlinge könnte dadurch wesentliche Stärkung er-<lb/>  
 fahren. Wenn aber Virchow bei den Verhandlungen der<lb/>  
 Schulkonferenz im Dezember 1890 erklärt hat: daß ein prak-<lb/>  
 tisches Bedürfnis, alte Sprachen zu treiben, für die Medi-<lb/>  
 ziner in der That nicht vorhanden sei; daß er keinen innern<lb/>  
 Grund anführen könne, warum nicht Schüler von Realschulen<lb/>  
 zum Studium der Medizin und der Naturwissenschaften zu-<lb/>  
 gelassen werden sollten; wenn er ferner erklärt, daß der ge-<lb/>  
 sunde Menschenverstand in unsern gelehrten Schulen etwas<lb/>  
 unterdrückt werde, weil die dort Vorgebildeten zuviel gelehrte<lb/>  
 Formeln in sich aufnehmen; daß bei den Gymnasial-Abitu-<lb/>  
 rienten zuweilen die halbe Studienzeit vorübergehe, ehe sie<lb/>  
 dahinter kommen, daß das Fachstudium Dinge treffe, die ab-<lb/>  
 solut notwendig, häufig auch angenehm und befriedigend zu<lb/>  
 lernen seien; wenn er sagt, daß die Lehrer der Medizin ja<lb/>  
 sehr viel Gelegenheit haben, mit einem Schülermaterial zu<lb/>  
 arbeiten, das, wie alle ihre amerikanischen und japanischen<lb/>  
 und ein großer Teil ihrer englischen Hörer, keine eigentliche<lb/>  
 Gymnasialbildung besitze, und daß doch die größere Zahl<lb/>  
 dieser nicht klassisch gebildeten jungen Leute mit viel größerem<lb/>  
 Ernst und viel größerer Hingabe sich an die Arbeit mache,<lb/>  
 als die Mehrzahl unsrer einheimischen Gymnasial-Abiturienten,<lb/>  
 so dürfen wir hoffen, daß es unsern Abiturientinnen, unter<lb/>  
 schulgerechter Beihilfe, wenn auch vorerst noch auf privatem<lb/>  
 Weg gelinge, sich eine befriedigende Wisfensgrundlage für den<lb/>  
 künftigen Universitätsunterricht zu erwerben. Soviel wie eine<lb/>  
 japanische Vorbildung werden deutsche Mädchenköpfe wohl<lb/>  
 auch noch zusammenbringen.

Für das spätere Studium wäre es wahrscheinlich das<lb/>  
 Geeignetste, den Frauen die deutschen Hochschulen von reichs-<lb/>  
 wegen aufzuschließen, also sämtliche zumal; und ebenso alle<lb/>  
 Fakultäten. Will man das letztere nicht, dann wenigstens<lb/>  
 außer der medizinischen noch die naturwissenschaftliche und die<lb/>  
 philosophische. Die Konkurrenzfrage bildet zwar, wie auch<lb/>  
 verschiedene Volksvertretungen anerkannt haben, keinen Grund<lb/>  
 gegen die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf, die<lb/>  
 Schleuse aber allein vor der medizinischen Fakultät zu ziehen,<lb/>  
 wäre trotzdem weder ganz gerecht noch klug. Das Herein-<lb/>  
 dringen von Elementen, die sich im weiteren Verlauf als un-<lb/>  
 berufen und unbrauchbar erwiesen, könnte in diesem Fall<lb/>  
 kaum abgewehrt werden, und würde der guten Sache nur<lb/>  
 schaden.

Sind die jungen Medizinerinnen und ihre Eltern weise,<lb/>  
 so werden die erster» vor dem zurückgelegten einundzwanzigsten<lb/>  
 Jahr die Hochschule in der Regel nicht beziehen. Kann man<lb/>  
 dort so für sie sorgen, daß sie Familienschutz genießen, ohne<lb/>  
 Familienstörung, oder daß man, wo ihre Zahl einmal groß<lb/>  
 genug sein wird, ihnen wie in England und Amerika eigene<lb/>  
 Häuser einrichtet mit guten Wohnungen, guter Nahrung, Ge-<lb/>  
 legenheit zu körperlichen Uebungen, Unterhaltung und treuer<lb/>  
 Obhut, so thue man es. Auf alle Fälle mögen sie in thun-<lb/>  
 lichster Ruhe und Stille ihren Studien leben; nach Frau<lb/>  
 Webers trefflichem Rat sich mit dem Kapitel der Frauensrage<lb/>  
 ja nicht weiter beschäftigen, als durch gewissenhafte Arbeit in<lb/>  
 ihrem erwählten Fach sich von selbst ergiebig; die Formen<lb/>  
 der notwendigen Zerstreuung mit Besonnenheit wählen, haupt-<lb/>  
 sächlich das studentische Treiben ihrer männlichen Universitäts-<lb/>  
 genossen weder nachahmen, noch jemals teilen.

Gemeinsam mit denselben zu lernen, wird ihnen keinen<lb/>  
 Schaden bringen; besondere weibliche Akademien scheinen bis<lb/>  
 jetzt weder notwendig noch wünschenswert. „Eine Frauen-<lb/>  
 hochschule," sagt Pros. Ziegler, „würde sofort den Verdacht<lb/>  
 der Minderwertigkeit auf sich ziehen und darum die bessern<lb/>  
 Lehrkräfte auf lange hinein sich weigern, Mädchenhochschul-

0 M. Weber, Aerztnmen für Frauenkrankheiten. Anhang S. 9.<lb/>

lehrer zu werden; und das würde dann in der That die<lb/>  
 Qualität der Leistungen ungünstig beeinflussen H.

Auch dem weiteren Umsichgreifen eines einseitigen Spe-<lb/>  
 zialistentums würde dadurch ein wenig anzustrebender Vor-<lb/>  
 schub zu teil. Es liegt ja in der Sache selbst, daß die<lb/>  
 Frauen in der Praxis zunächst und immer wieder sich der<lb/>  
 Frauen- und Kinderbehandlung zuwenden werden. Aber<lb/>  
 daß es irgendwo und irgendwie den Schein gewänne, als<lb/>  
 würde bei ihrer Ausbildung von vornherein Spezialisten-<lb/>  
 züchterei getrieben, muß unbedingt vermieden bleiben. Nir-<lb/>  
 gends dürfen Zweifel darüber entstehen, daß die Frauen nicht<lb/>  
 durchaus regelmäßig herangebildete Voll-Aerzte seien.

„Aerztinnen," sagt Pros. Eulenburg, „die nicht ganz und gar<lb/>  
 in dem Umfang ausgebildete Aerzte wären, wie die Männer,<lb/>  
 würden niemals das volle Vertrauen des Publikums, am<lb/>  
 wenigsten das ihres eigenen Geschlechtes zu erwerben ver-<lb/>  
 mögen. Sie würden nie als gleichberechtigt anerkannt werden,<lb/>  
 nie in ein kollegiales Verhältnis treten, nie zu Konsultationen<lb/>  
 herangezogen werden können; kurz sie würden eine in jeder<lb/>  
 Beziehung verfehlte und traurige Schöpfung vorstellen, und<lb/>  
 eine unglückliche, gedrückte, untergeordnete Rolle spielen —<lb/>  
 etwa nur als bessere Hebammen (und man weiß, wie wenig<lb/>  
 das besagen will), oder gleich jenen längst auf den Aussterbe-<lb/>  
 etat gesetzten ehemaligen „Chirurgen", die an kleinen Orten<lb/>  
 und auf dein Lande in Ermangelung von Aerzten eine kümmer-<lb/>  
 liche Existenz fristeten. — Also das ginge absolut nicht!<lb/>  
 Sollte hier einmal etwas geschehen, so müßte die Sache in<lb/>  
 großem Stile angefaßt, müßte ganze Arbeit gemacht werden.<lb/>  
 Dieselben Anforderungen, dieselben Rechte." ?)

r) Ziegler, Die soziale Frage eine sittliche Frage. Stuttgart.<lb/>  
 Göschen S. 127.

2) Alb. Eulenburg, Die Frauen und das Studium der Me-<lb/>  
 dizin. Nation 1891. Nr. 41.

— 72 -

Was das „kollegiale Verhältnis" mit den männlichen<lb/>  
 Aerzten anbelangt, so ist Pros. Eulenburg demselben, durch<lb/>  
 eine im ersten Teil seines Aufsatzes erzählte Geschichte, ein<lb/>  
 alle sanguinischen Hoffnungen stark niederschlagender Augur.<lb/>  
 Wir aber sehen uns damit dicht vor unsre letzte Frage gestellt:<lb/>  
 wie soll und wird dem künftigen weiblichen Arzt das Leben<lb/>  
 sich einmal ordnen? Natürlich können hier nur wenige Punkte<lb/>  
 herausgegriffen werden.

Leicht wird er es nirgends haben, darauf mache er sich<lb/>  
 nur von Anfang an gefaßt. Besonders nicht in den ersten<lb/>  
 fünfzig Jahren. Sturmbock sein ist keine bequeme Verwend-<lb/>  
 ung. Hat er seine Lehr- und Wanderjahre hinter sich, tritt<lb/>  
 er aus der immerhin geschützten Stellung des Lernenden<lb/>  
 heraus in die Leffentlichkeit, dann werden die Kampfestage<lb/>  
 erst recht für ihn beginnen. Auf das eben erwähnte „kolle-<lb/>  
 giale Verhältnis" treten wir hierbei gar nicht ein. Die Schwie-<lb/>  
 rigkeiten, die von jener Stelle ausgehen können und werden,<lb/>  
 sind für Laien nicht zu bemessen. Hoffen wir, daß die Kar-<lb/>  
 dinaltugend der Gerechtigkeit, die von den Männern so gern<lb/>  
 als eine der ihren in Anspruch genommen wird, unter ihnen<lb/>  
 wenigstens die edleren Gemüter lenke. Feinde, oder wenigstens<lb/>  
 Vorurteile werden auch sonst noch allerorten zu besiegen sein.<lb/>  
 Und beide werden sich vielleicht recht zahlreich dort erheben,<lb/>  
 wo man am wenigsten daraus rechnete.

Unter Führung des „Allgemeinen deutschen Frauen-<lb/>  
 vereins" ist im letzten Jahr eine Petition an den Reichstag<lb/>  
 in Umlauf gesetzt worden, die um die Zulassung der Frauen<lb/>  
 zum Studium der Medizin bittet. Sie hat sich rasch mit<lb/>  
 zahlreichen Unterschriften — über 60,000 sagt man — bedeckt.<lb/>  
 Von diesen 60,000 Petenten sind stark drei Viertel Frauen.<lb/>  
 Natürlich bedeutet diese Zahl nur einen Bruchteil derer, denen<lb/>  
 der weibliche Arzt als etwas Erstrebenswertes gilt. Aber<lb/>  
 wir wollen hoffen, daß, wenn das Institut wirklich ins Leben<lb/>  
 gerufen wird, es dann auch immer wieder 50,000 deutsche

Frauen finde, die seine Förderung sich so angelegen sein<lb/>  
 lassen, um nötigenfalls mit ihrer Unterschrift dafür einzu-<lb/>  
 stehen. Einzutreten aber auch für den Einzelnen mit Zu-<lb/>  
 trauen und wahrer Freundlichkeit. Die jungen Pioniere<lb/>  
 werden es brauchen können. Brauchen, gerade den Frauen<lb/>  
 gegenüber. Denn, es muß gesagt sein, die wackersten und<lb/>  
 treuesten Anhänger, aber auch gedankenlose und gereizte<lb/>  
 Widersacher wird der weibliche Arzt vorsinden unter seinem<lb/>  
 eigenen Geschlecht.

Wenn er selbst sich behauptet, müssen die letztern natur-<lb/>  
 gemäß mit den Jahren auch von selbst verschwinden; aber<lb/>  
 es wird ein oder zwei Menschenalter kosten.

Die Frau ist ultra-konservativ. Alles was an Umwälz-<lb/>  
 ung nur entfernt erinnert, widerstrebt ihr zunächst, selbst wenn<lb/>  
 sie es eigentlich haben möchte und einsieht, daß es ein Besseres<lb/>  
 wäre. Sie ist deshalb auch nur langsam zu gewinnen für<lb/>  
 neue Gesellschaftseinrichtungen; es soll überhaupt so wenig<lb/>  
 als möglich geschehen. Sie thut damit, was ihr natürlich<lb/>  
 ist: wer das Brutgeschäft besorgt auf dieser Welt, braucht Ruhe.

Und wenn Hegel die Frau die lebendige Ironie alles<lb/>  
 Gemeinwesens nennt, so ist das etwas scharf ausgedrückt.<lb/>  
 Aber wenn er damit sagen will, daß die Natur sie vorzugs-<lb/>  
 weise auf Individualität gestellt habe, so hat er recht. Die<lb/>  
 Frau folgt einem natürlichen Trieb, wenn eine die andere<lb/>  
 ausschließt. Sie weiß, daß die Hauptmacht, die ihr verliehen<lb/>  
 ist, auf der Eigenart ihrer Persönlichkeit beruht, und dem-<lb/>  
 zufolge wird sie aus Gründen des Wettbetriebes leicht unduld-<lb/>  
 sam gegen diejenigen ihres Geschlechts, deren Persönlichkeit<lb/>  
 kräftiger hervortritt, stärker sich abhebt von der Masse als die<lb/>  
 eigene. Jene zu bekämpfen, manchmal ganz blindlings, gegen<lb/>  
 den Vorteil sogar, den sie im allgemeinen aus ihnen ziehen<lb/>  
 könnte, scheint der bloß nach ihren angeborenen Instinkten<lb/>  
 handelnden Frau beinahe unabweislich. „Der Diamant ist<lb/>  
 unter den Quarzen verfehmt," sagt ein weiser Abyssinier.<lb/>

Und „81 (^uklgu'un 6X66Ü6 parwi N0U8 c^u'il 8,4le kxoellsr<lb/>  
 aill6nr8," ist zwar Weltlosung überhaupt, vor allem aber<lb/>  
 Weiberfeldgeschrei.

Zu den beliebtesten Waffen in diesem Kampf gehört die<lb/>  
 Wohlweisheit. Eine Eigenschaft, die Fr. Bischer mit ziemlichem<lb/>  
 Recht gleichfalls zu den natürlichen des Weibes zählt. Sie<lb/>  
 kommt auch unter den Männern vor, ist aber hier jedenfalls<lb/>  
 weniger aggressiv als dort. Wer zusieht, wie so eine mit allen<lb/>  
 Gerechtsamen der Alltäglichkeit ausgestattete Dame L. oder P.<lb/>  
 eine arme Geschlechtsgenossin, die unvorsichtig genug war zu<lb/>  
 verraten, daß ihr Horizont weiter und ihr Blick schärfer sei,<lb/>  
 die aber wehrlos ist, weil sie logischer denkt, von der Höhe<lb/>  
 ihrer Gemeinplätze und Gassenweisheit oder auch des billigen<lb/>  
 Witzes herab vernichtet, kann sich ergötzen, wenn ihn nicht zu-<lb/>  
 fällig der Menschheit Jammer anwandelt.

Dieser natürliche Antagonismus ist es denn auch, mit<lb/>  
 dem man die Behauptung zu stützen pflegt, daß viele Frauen<lb/>  
 eben doch die Behandlung durch den männlichen Arzt vor-<lb/>  
 ziehen werden, weil der zwischen dem Kranken und seinem<lb/>  
 Arzt so notwendige Gemüts-Rapport zwischen Frauen nicht<lb/>  
 herzustellen sei, ja, daß in manchen Fällen das Weib es am<lb/>  
 Ende noch leichter finden werde, sich einem Mann, als einer<lb/>  
 Geschlechtsgenossin anzuvertrauen, in der sie doch immer, in<lb/>  
 irgend einem Sinn, die Rivalin sähe. Aber erstens sind<lb/>  
 jene geheimsinnigen Wechselbeziehungen überhaupt fraglich;<lb/>  
 wo sie sehr stark betont werden, vielleicht sogar etwas verdächtig;<lb/>  
 auf keinen Fall unerläßlich — die Männer untereinander und die<lb/>  
 Angehörigen großer Spitäler kommen ja für gewöhnlich auch ohne<lb/>  
 sie aus, und die Patienten werden trotzdem wieder gesund —<lb/>  
 und zweitens giebt es doch außerordentlich viele Frauen, die<lb/>  
 keineswegs nur mit ihren Instinkten wirtschaften, und denen<lb/>  
 auf dem Boden einer geläuterten Vernunft auch der Gemein-<lb/>  
 sinn wächst und das herzliche Vertrauen zu ihresgleichen. Ge-<lb/>  
 sinnungswahre und treue Frauenfreundschaft ist durchaus keine<lb/>  
 so seltene Blüte auf dieser Welt, als frivole Leute hie und<lb/>  
 da annehmen.

Aber nicht nur Feinde werden unsere weiblichen Heil-<lb/>  
 künstler einmal abzuwehren haben, manchmal auch sogenannte<lb/>  
 Freunde. Besonders in den großen Städten. Eine breite<lb/>  
 Schicht unseres welt- und großstädtischen Philistertums setzt<lb/>  
 sich zusammen aus Leuten, die sehr viel Unterhaltung brauchen.<lb/>  
 Was diese an Lebensernst besitzen, geht drauf für ihren Erwerb<lb/>  
 oder ihr Strebertum, im übrigen bildet das Spiel am Wege<lb/>  
 ihres Daseins Inhalt. Dazu haben sie Spielzeug nötig, und<lb/>  
 zwar rasch wechselndes. Es kann ein neues Kaffeehaus sein,<lb/>  
 oder ein neues Pferd, oder ein neuer Mensch. Namentlich<lb/>  
 begehrt sind Exemplare des letztern. Hauptsächlich solche, die<lb/>  
 gerade etwas nicht ganz Gewöhnliches gethan haben oder zu<lb/>  
 thun im Begriff stehen: Afrikareisende, Wahlkandidaten, frisch<lb/>  
 emporgekommene Talente aller Art. Warum in künftigen<lb/>  
 Tagen nicht auch einmal einer unserer weiblichen Aerzte, so<lb/>  
 lang er noch zu den Seltenheiten gehört? Er aber sehe sich<lb/>  
 vor. Das tanzt um ihn herum, zieht ihn in seine Wirbel,<lb/>  
 macht ihm auch weis, daß es sich für seine Sache interessiere,<lb/>  
 raubt ihm Zeit und Sammlung und — läßt ihn stehen,<lb/>  
 wenn in der nächsten Gasse irgend ein buntscheckiger Hans-<lb/>  
 wurst die Schellenkappe schüttelt.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der weibliche Arzt<lb/>  
 ein klösterliches Leben führen müsse. Im Gegenteil, er muß<lb/>  
 Welt und Menschen kennen lernen. Nur so, daß er der Ge-<lb/>  
 fahr gesellschaftlicher Zersplitterung, der die phantasievollere<lb/>  
 Frau in jüngern Jahren viel weniger Widerstandskraft ent-<lb/>  
 gegenzusetzen hat als der Mann, nicht dabei verfällt. Bloße<lb/>  
 Weitläufigkeit macht ohnehin niemals weise. Wenn unsere<lb/>  
 Aerztinnen klug sind, werden sie in der Hauptsache immerhin<lb/>  
 eingezogen leben. Schon um ihre körperlichen Kräfte jederzeit<lb/>  
 ungeschwächt zur Verfügung zu haben. Und auch um ihres<lb/>  
 guten Leumunds willen, der mit Sorgfalt zu behüten ist, wenn<lb/>

sie nicht den Ast, auf dem sie sitzen, selbst unheilbar durch-<lb/>  
 sägen wollen.

Mannigfach gestaltete Verzichte auf Wohlbehagen und<lb/>  
 landläufiges Glück sind von dem weiblichen Arzt auf jeden<lb/>  
 Fall zu leisten. Ob unter ihnen auch der auf die Ehe sein<lb/>  
 müsse, ist eine Frage, die man oftmals aufwirft. Ihre Be-<lb/>  
 antwortung ist zwar vorderhand so wichtig nicht, daß man<lb/>  
 sie nicht getrost der Zukunft anheimstellen könnte; da es aber<lb/>  
 Leute giebt, die etwas wesentliches in ihr erblicken, so soll<lb/>  
 nicht daran vorbeigegangen werden.

Im praktischen Amerika, wo auf 1000 Frauen ungefähr<lb/>  
 1010 Männer kommen, sind demungeachtet nur sehr wenige<lb/>  
 der ausübenden Aerztinnen verheiratet Z. Damit scheint der<lb/>  
 richtige Weg in der Sache eingeschlagen. Der Satz, daß die<lb/>  
 Hausfrau und Mutter dem Hause gehört, kann durch nichts<lb/>  
 umgestoßen werden. Ein großer Teil der sozialen Frage wäre<lb/>  
 gelöst, wenn wir ihn überall durchführen könnten; beklagens-<lb/>  
 wert genug, daß für die untern Stände fast ganz darauf ver-<lb/>  
 zichtet werden muß. Sollen wir die Unzuträglichkeiten von<lb/>  
 dort auch weiter hinauf verpflanzen? So oft in einer Volks-<lb/>  
 vertretung die Frage des Frauenstudiums zur Diskussion ge-<lb/>  
 stellt wird, erneuert sich aus dem Mund der Männer die<lb/>  
 Klage über schlechte Hausfrauen und Mütter, über mangel-<lb/>  
 hafte Erziehung der Töchter gerade in den bessern Ständen.<lb/>  
 Und diese Klage trifft leider doch in so vielen Fällen das<lb/>  
 Richtige, daß sie eine Schmach ist für alle. Soll ihr noch<lb/>  
 weitere Nahrung und Berechtigung zugeführt werden?

Hausfrau und Mutter sein, es recht sein nämlich, ver-<lb/>  
 langt den Einsatz einer ganzen Persönlichkeit, die volle All-<lb/>  
 gegenwart der Gedanken und des Herzens, und des Thuns.<lb/>  
 Wie könnte daneben nach außen hin noch ein Beruf erfüllt<lb/>  
 werden, der ganz genau dasselbe fordert? Niemand hat seine

0 vi-. C. Schultze, Die Aerztin im XIX. Jahrhundert.<lb/>  
 Persönlichkeit zweimal zur Verfügung. Die Mutterschaft, mit<lb/>  
 allem, was sie dem Weibe körperlich auferlegt, bildet ja allein<lb/>  
 schon ein unüberwindliches Hindernis. Möglich, daß einzelne<lb/>  
 die Sache durchführen und gut durchführen; dort müssen aber<lb/>  
 die Verhältnisse nach allen Seiten so besonders günstig dafür<lb/>  
 liegen, wie es eben nur im Ausnahmefall vorkommt. Die<lb/>  
 Regel wird am besten dahin lauten: Für die Verheiratete das<lb/>  
 Haus mit seinen Rechten und Pflichten; das Recht der ärzt-<lb/>  
 lichen Berufsarbeit für die Unverheiratete. Will eine von<lb/>  
 unsern künftigen Medizinerinnen in die Ehe treten, dann lege<lb/>  
 sie die ärztliche Praxis nieder. Und wenn eine andere ein-<lb/>  
 mal vor die Wahl gestellt, ob Mann oder Beruf, sich für<lb/>  
 das letztere entscheidet, und das Herz will ihr ein wenig schwer<lb/>  
 darüber werden, so wende sie ein Wort Grillparzers auf sich<lb/>  
 an, das er zu einem jungen Freund gesprochen

„Lasse sich nur ja ein junger Mann nicht von einer<lb/>  
 Neigung hinreißen, unbedacht zu heiraten. In der Jugend<lb/>  
 scheint es einem freilich unbegreiflich, wie man ohne die Kathel<lb/>  
 oder Resel leben kann? Aber es geht schon! Man muß es<lb/>  
 nur versuchen."\*)

Der Charakter des Weibes entwickelt sich in der Ehe<lb/>  
 ohnehin nur selten nach der Richtung und in dem Maße, wie es<lb/>  
 für eine im öffentlichen Beruf Thätige notwendig erscheinen<lb/>  
 muß. Schon die im ehelichen Verhältnis rechtlich so inferiore<lb/>  
 Stellung des weiblichen Teils verhindert dies. In der Liebe<lb/>  
 aber sucht die Frau ihrer Natur nach das Beherrschtwerden;<lb/>  
 sie lehnt sich an, läßt sich führen und verliert dadurch das<lb/>  
 selbständige Denken, das unabhängige Urteil, die Fähigkeit des<lb/>  
 freien Entschlusses, das Gefühl der persönlichen Verantwortlich-<lb/>  
 keit oft bis zu einem unbegreiflich hohen Grad. Selbst solche,<lb/>  
 bei denen von der „Ehrerbietung" und dem „Gehorsam", die<lb/>  
 ein Paragraph altwürttembergischen Eherechts von der Gattin

') Foglar, Grillparzers Ansichten. Stuttgart. Göschen. 189t.<lb/>

deni Gatten gegenüber fordert, im übrigen sehr wenig zu<lb/>  
 spüren ist, berufen sich bei geringfügigen Gelegenheiten, die ein<lb/>  
 selbstthätiges Zustimmen oder Ablehnen sehr wohl zuließen,<lb/>  
 immer erst auf ihren Mann. Manchmal freilich bloß, weil<lb/>  
 sie es so bequem finden.

Und nicht nur vom Manne, auch von ihren Kindern ist<lb/>  
 die Frau häufig stark abhängig und beeinflußt. Es kann<lb/>  
 rührend sein, zuweilen ist es komisch, wie so eine gläubige<lb/>  
 Mutter die tastende Erkenntnis ihrer Heranwachsenden Jugend<lb/>  
 auf jeder vorübergehenden Stufe der Entwickelung als Gesetz<lb/>  
 verkündet und sie immer wieder zum Richtmaß macht, an dem<lb/>  
 auch die festgestellte Lebensanschauung wirklich Erfahrener un-<lb/>  
 bedenklich gemessen und, je nachdem, verworfen oder gut-<lb/>  
 geheißen wird.

Das alles mag für Haus und Ehe feine schönen und<lb/>  
 guten Kehrseiten haben, für ein Wirken im ärztlichen Beruf<lb/>  
 taugt es nicht. Der Arzt kann nicht Hausfrau und Mutter,<lb/>  
 die Hausfrau und Mutter nicht zugleich Arzt sein. Und da<lb/>  
 uns hierfür obendrein allezeit Unverheiratete genug zur Ver-<lb/>  
 fügung stehen werden, so überlasse man es diesen. Der Ge-<lb/>  
 sellschaft im allgemeinen und der Frauensache im besondern<lb/>  
 ist damit jedenfalls am besten gedient.

Die Unverheirateten freilich werden sich, eben als solche,<lb/>  
 manchmal etwas gefallen laffen müssen. Die bewußte Wohl-<lb/>  
 weisheit wird hie und da, gerade nach der Richtung, gegen sie<lb/>  
 in Anwendung gebracht werden. Das ist so der Welt Lauf.<lb/>  
 Dagegen hilft am besten echte Gelassenheit und Humor.

Man wird auch die bekannte Einwendung auffrischen,<lb/>  
 daß die Unverheiratete kein so guter Arzt sein könne, als die<lb/>  
 in der Ehe Lebende, weil ihr in manchen Dingen die persön-<lb/>  
 liche Erfahrung fehle. Nun, der männliche Arzt mußte, nach<lb/>  
 zahlreichen Seiten hin, bis jetzt ebenfalls ohne jede persönliche<lb/>  
 Erfahrung arbeiten und sein Pensum trotzdem erledigen. Der<lb/>  
 unverheiratete weibliche Arzt hat da immerhin noch viel voraus.<lb/>

Und für das in Hinsicht auf thatsächliche Erfahrung doch<lb/>  
 recht beschränkte Gebiet, das seiner individuellen Wahrnehmung<lb/>  
 verschlossen bleibt, thut sich ihm ein anderes auf, das nur er<lb/>  
 beherrscht, das interessante Punkte genug bietet, und dessen<lb/>  
 weitere Erforschung in künftigen Tagen — es sei nur flüchtig<lb/>  
 an die fragwürdigen Aussagen und unbewiesenen Behauptungen<lb/>  
 des Bebel'schen Buches erinnert — von großer Wichtigkeit<lb/>  
 werden kann. Hoffen wir also, daß unsere unbärtigen Dok-<lb/>  
 toren sich auch hier durchschlagen.

Doch so weit sind wir noch gar nicht. Das Schicksal<lb/>  
 der großen Petition vorherzusagen, die seit November vorigen<lb/>  
 Jahres beim Reichstag liegt, ist nicht schwer. Es wird sich<lb/>  
 nicht eben viel unterscheiden von dem ihrer Vorgängerinnen,<lb/>  
 dort oder anderswo. Aber daß der Sieg schließlich den Frauen<lb/>  
 gehört, unterliegt keinem Zweifel. Wenn wieder nach fünf-<lb/>  
 unddreißig Jahren ein neues Geschlecht die menschliche Gesell-<lb/>  
 schaft vertritt, wird auch in Deutschland der weibliche Arzt<lb/>  
 auf festen Füßen stehen.

Bis dahin freilich werden noch heiße Arbeitsstunden<lb/>  
 schlagen. Drei Dinge sind, die die Frauen für ihre Zwecke<lb/>  
 brauchen: Mut, Ausdauer und Geld. Die beiden ersten haben<lb/>  
 sie schon vielfach bewiesen, das dritte ist nicht minder not-<lb/>  
 wendig. Wie auch der nächste Erfolg heiße, ob Gymnasium<lb/>  
 oder gleich hohe Schule, es muß Geld vorhanden sein,<lb/>  
 um entweder die Mittelschulen damit erst zu errichten, oder<lb/>  
 um reichliche Stipendien mit Weisheit verwilligen zu können,<lb/>  
 und die junge Sache auch nach dieser Richtung sofort kräftig<lb/>  
 zu stützen. Dieses Geld ist zu sammeln, je mehr je besser.<lb/>  
 Soviel davon liegt in Deutschland bei unabhängigen Frauen;<lb/>  
 mögen sie ihre Beutel und Herzen zunächst aufthun. Auch<lb/>  
 wer sonst Gutes und Besonnenes zu leisten vermag, sei will-<lb/>  
 kommen! Immer wieder, aber ohne Ueberstürzung, müssen

9 Bebel, Die Frau und der Sozialismus.<lb/>  
 die Hebel angesetzt, mit Wort und Schrift Freunde gewonnen,<lb/>  
 Vorurteile zerstreut werden.

„Alle Hände hoch!" lautet das Kommando auf hoher<lb/>  
 See, um die ganze dienstfähige Mannschaft eines Schiffes zu<lb/>  
 außergewöhnlicher Arbeit auf das Verdeck zu rufen. Auch<lb/>  
 hier ist außergewöhnliche Arbeit zu thun. Darum sei in<lb/>  
 dieser, ihrer eigensten Angelegenheit das Losungswort der deut-<lb/>  
 schen Frauen ebenfalls und noch für lange: Alle Hände hoch!

e.

1. Bert. Klin. Wochenschrift. 1891. Nr. 34. [↑](#footnote-ref-1)
2. Mathilde Weber, Ein Besuch in Zürich bei den weibl.  
   Studierenden der Medizin. Anhang „von Aerztinnen für Frauen-  
   krankheiten", 4. Auflage. Tübingen, Franz Fues. 1889.

   2) M. Weber, Aerztinnen für Frauenkrankh. S. 37. [↑](#footnote-ref-2)